

# DER STANDARD

DO./FR., 26. OKTOBER 2012 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 2,00



## Der Steigbügel

„Misstrauet der Idylle!“ Neben der legendären Mozartkugel, pittoresken Fiakern, Steffl, Wein- und Walzseligkeit, der aussterbenden Spezies der Kaffeehäuser, der schönen blauen, in Wahrheit braunkloakigen Donau, neben dem als originär alt-österreichisch gepriesenen billigen Las-Vegas-Imitat des Praters kennt man im Ausland auch die Lipizzaner. (...) Als Steigbügel wird die Fußstütze für den Reiter bezeichnet. Als Synonym der Hilfestellung: der Steigbügelhalter.

## Das Trojanische Pferd

Das Original war mehr als sechs Meter hoch, komplett aus Holz und subsumiert als stilisierte Nachbildung des mythologischen Trojanischen Pferdes aus Homers „Ilias“ den Themenkreis, um das sich das Universum Alfred Hrdlickas zeit seines Lebens drehte. Es visualisierte Protest gegen Krieg, Faschismus, Gewalt, gegen Negation historischer Wahrheiten und tradiertes Unten-Teppich-Kehren. Die Waldheim-Affäre initiierte eine Diskussion um Moral und Verantwortung.



Es schreiben: Milena Michiko Flašar, Barbara Frischmuth, Veia Kaiser, Anna Kim, Jula Rabinowich, Peter Rosei, Marlene Streeruwitz, Michael Stavarič, Dirk Stermann, Anna Weidenholzer, Wolf Wondratschek

## HEUTE MIT **tele**



### Zum Fürchten schön

US-Filmemacher Benh Zeitlin über sein vielbeachtetes Debüt, österreichische Filmarbeit in der UdSSR und der Horrorklassiker von Stanley Kubrick. **8 Seiten ViennaStandard**

### Kopf des Tages

Die Piusbruderschaft hat den erzkonservativen Bischof und Holocaust-Leugner Richard Williamson von der Bruderschaft ausgeschlossen. **Seiten 7 und 44**

### Suche nach einem Europa

Frankreich und die anderen: Beim Parteikongress der französischen Sozialisten steht die Frage nach dem Verhältnis zu Europa im Mittelpunkt. **Seiten 4 und 44**

### Rede gegen die Enteignung

In einer Rede vor Parteifreunden warnt VP-Chef und Vizekanzler Spindelegger vor „ideologischer Spinnerei“ und falsch verstandener Gerechtigkeit. **Seiten 10 und 44**

### Mehr Pendlerparkplätze

In Reaktion auf die Ausweitung des Parkpickerls in Wien baut Niederösterreich seine Park-and-ride-Plätze aus. Noch heuer soll es 1730 Stellplätze mehr geben. **Seite 13**

## STANDARDS

Theaterwoche, Kino . . . . . 15, 16  
Automobil . . . . . 17-19  
Sport . . . . . 20, 21  
NetBusiness, Wissenschaft . . . 32  
Kommunikation, Sudoku . . . . . 39  
TV, Switchlist . . . . . 40, 41  
Rätsel . . . . . 42  
Wetter . . . . . 13

Westen: 8 bis 13°  
Süden: 4 bis 12°  
Osten: 8 bis 14°

**Nachrichten in Echtzeit auf [derStandard.at](http://derStandard.at)**

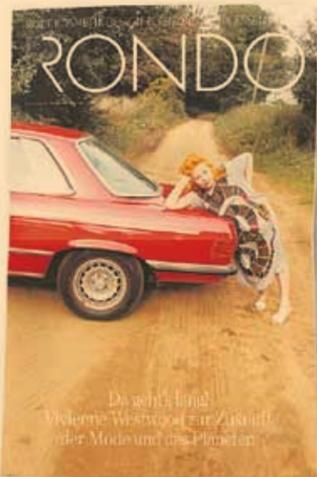


# Umfrage: Österreich steht besser da als übriges Europa

## Traditionelle Werte bestimmen österreichischen Nationalstolz

Wien – 52 Prozent der Österreicher meinen, dass das Land besser dastehe als die anderen EU-Länder – nur sechs Prozent glauben, Österreich gehe es schlechter. Das ist eine enorme Verbesserung der gefühlten Lebenssituation seit einer vergleichbaren Market-Umfrage im Juni 2010: Damals gaben nur 30 Prozent an, dass es Österreich insgesamt besser gehe als anderen EU-Staaten.

Für den STANDARD befragt wurden 400 Wahlberechtigte im Vorfeld des Nationalfeiertags. Sie leiten ihren Nationalstolz vor allem aus traditionellen Werten – schöne Landschaft, guter Wein – ab.



Wie Vivienne Westwood die Erde retten würde, was James Bond und London verbindet und warum Männer im Badezimmer mehr Platz brauchen: im RONDO

Die Statistik Austria wird künftig Wohlstand auch soziologisch und ökologisch messen. Gleichzeitig mit dem Bruttoinlandsprodukt will das Institut Kennzahlen zu Umweltbelastung und Lebensqualität veröffentlichen. Berechnungen ergaben, dass 1,4 Millionen Menschen von sozialer Ausgrenzung betroffen sind. (red)

THEMA **Seiten 2 und 3**  
Wohlstand **Seite 23**, Kommentar **Seite 44**

## E-Control sieht viele Biogas-Betreiber vor der Pleite stehen

Wien – Falsche Standortwahl und andere Fehler haben die Betreiber vieler Biogas- und Biomasseanlagen in Österreich an den Abgrund geführt. Die Stunde der Wahrheit schlägt 2016, wenn die ersten Anlagen ohne Ökostromförderung auskommen müssen. „Viele werden in Konkurs gehen“, sagte Martin Graf von der E-Control. In Großbritannien werden die ersten Kohlekraftwerke mit Pellets statt fossilen Brennstoffen befeuert. (red) **Seiten 22 und 27**, Kommentar **S. 44**

## Ein Kontrapunkt zur Raunzerei

Österreich ist eine Bananenrepublik. Und korrupt. Dieses Bild vermitteln die Medien – auch DER STANDARD – seit Monaten. Die politischen Zustände in diesem Land sind wahrlich nicht dazu angetan, in Lobpreisungen zu verfallen. Aber es ist sehr vieles gut und positiv in diesem Staat und an diesem Land. Der Nationalfeiertag ist ein Anlass, diese Aspekte in den Vordergrund zu rücken. Die ALBUM-Kollegen (Mia Eidlhuber, Stefan Gmünder und Christoph Winder) haben elf Schriftsteller gebeten, ihr Österreich-Bild für diese Schwerpunktausgabe zu beschreiben. STANDARD-Redakteurinnen und -Redakteure haben sich auf die Suche nach schönen Plätzen gemacht – unter der Devise „Ins Land einschauen“. Unser Kollege Gregor Auenhammer hat Österreich in hundert Objekten entdeckt – wir bringen Auszüge aus seinem gerade erschienenen Buch (siehe Seite 3) wie seine Beschreibung des Trojanischen Pferdes und des Steigbügels oben. Seine Betrachtungen ziehen sich durchs ganze Blatt dieser von Bettina Stimeder koordinierten und von Rudi Reiterer gestalteten Schwerpunktausgabe. Ein Kontrapunkt zur Raunzerei.

Alexandra Föderl-Schmid,  
Chefredakteurin

## Zwiespältig

Spindelegger hat in seiner Rede zum Nationalfeiertag die österreichischen Sekundärtugenden gepriesen: Verlässlichkeit, Fleiß, der Wille, es zu etwas zu bringen. Er tat recht daran, einmal darauf hinzuweisen, dass irgendwer den Wohlstand (und damit die soziale Sicherheit) erhalten muss, indem er Dinge und Dienstleistungen produziert, die irgendwer haben will. Dass Österreich bisher relativ gut durch die Krise gekommen ist; dass es nach einer neuen Studie der Statistik Austria den Österreichern „gut“ bis „sehr gut“ geht, hat auch etwas mit dieser Mentalität zu tun. Spindelegger hätte freilich noch hinzufügen können/müssen, dass die allermeisten Migranten auch fleißig etc. sind und zum Wohlstand beitragen.

## RAU

Damit hätte er nämlich auch die Kehrseite ansprechen können: eine gewisse Engstirnigkeit, ein gewisser Provinzialismus und die Neigung ziemlich vieler braver Österreicher, auf mehr oder weniger gefährliche Populisten hereinzufallen. Davon abgesehen, werden die Sekundärtugenden nicht ausreichen. Die politische Klasse hat ihren Gestaltungswillen an den Populismus abgegeben, genießt aber trotzdem kaum mehr Vertrauen. Geistige Zentren wie die Universitäten oder die Kirche frotten sich so dahin. Österreich stagniert auf hohem Niveau. Das Gefühl, dass plötzlich alles anders sein könnte, will nicht schwinden. Allerdings auch nicht die Zuversicht, dass wir uns doch irgendwie durchwurschteln.

**WAGNER**  
www.juwelier-wagner.at

Rivière®  
WAGNER JUWELIEN DESIGN

WIEN 1 KÄRNTNER STRASSE 32 +43 (0)1 512 0 512  
WIEN 1 GRABEN 21 / TUCHLAUBEN 2 +43 (0)1 512 3 512

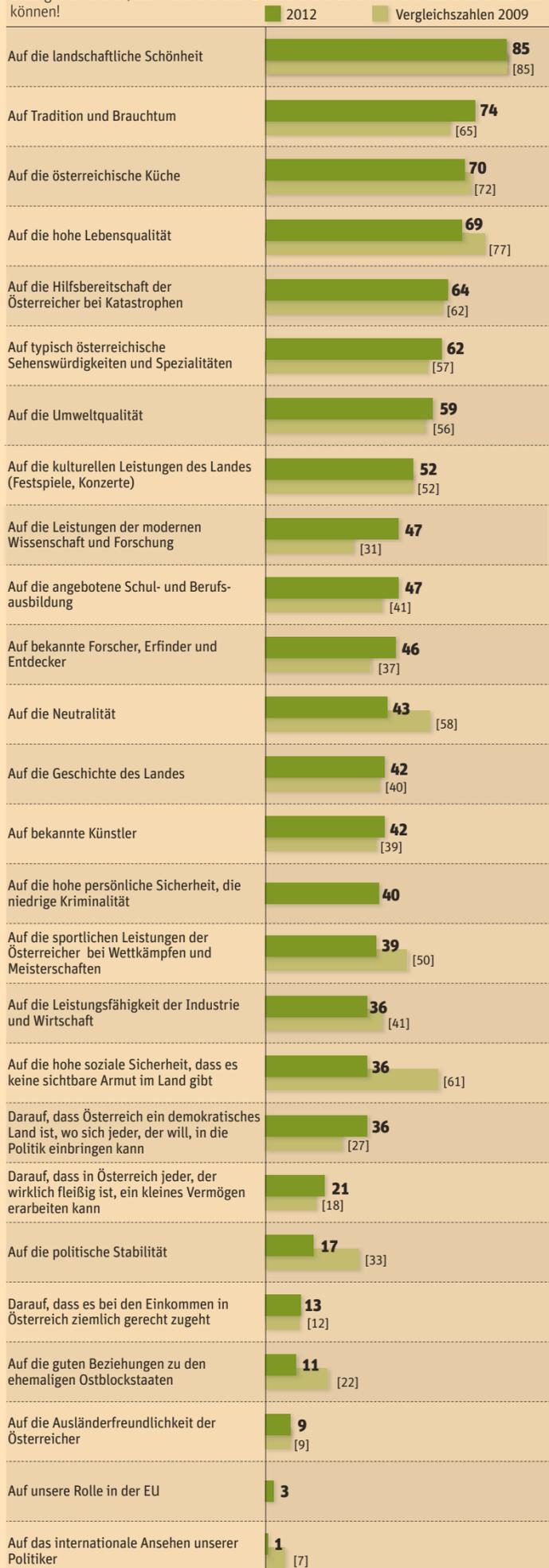


### Ein Ziegelstein mit Doppeladler

Auf den ersten Blick sieht das Objekt aus wie ein ganz normaler Ziegelstein. Die rosarote Terrakotta hat bereits Patina angesetzt. Bei näherer Betrachtung aber sieht man, trotz leichter Blessuren, sowohl auf der Vorder- als auch der Rückseite des Quaders kunstvolle, feine Prägungen. Mittig prangt das Wappen der k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarns, der Doppeladler. Rechts und links ein Emblem mit einem M beziehungsweise einem H. Der abgebildete Ziegelstein entstammt originär dem Mauerwerk eines klassischen Zinshauses im siebenten Wiener Gemeindebezirk. Außer Dienst gestellt im Zuge der Zusammenlegung zweier Wohnungen im Mezzanin. Konkret ist er aus der bourgeoisen Beletage, der ehemaligen Hausherrnwohnung im ersten Stock. Ausgestattet wie viele Wohnungen des „Diamantengrundes“, wie der Bezirk Neubau im Wiener Fin de Siècle genannt wurde, mit reich verzierten Stuckdecken, Sternparkettböden, Flügeltüren. Die Fenster des Salons zieren bunte Butzenscheiben. (...) Besagter Ziegelstein repräsentiert die bis heute hohe Qualität der „Gründerzeit-Häuser“ gutbürgerlicher Bezirke. Wohnen wurde zum Fokus des modernen, mon-dänen Zentralgestirns der am Zenit befindlichen Monarchie. Gleichsam der Tradition verpflichtet und Ursprung der Moderne. Die Hochkultur des Fin de Siècle fand statt in Bereichen der Literatur, der Architektur, der Medizin, der Musik, der Philosophie, der Begründung der Psychoanalyse, der Gesellschaft et alii. Die Architektur damaliger Bauten prägt bis heute den visuellen, imperialen Charakter der Stadt. Schade nur, dass oft nicht sorgsam mit diesem Erbe umgegangen wird. Nichts gegen moderne Architektur! Im Gegenteil – wie phänomenal-lebenswert-utopische Visionen beweisen.

### Worauf die Österreicher stolz sind

Frage: Hier sehen Sie nun Verschiedenes, worauf die Österreicher stolz sein können. Bitte geben Sie an, auf welche dieser Bereiche die Österreicher besonders stolz sein können!



### Die Österreicher sind stolz auf ihr Land – aber was heißt das genau? DER STANDARD hat nachfragen lassen und herausgefunden: Es sind die touristischen Klischees, die Identität vermitteln. Und der internationale Vergleich.

Conrad Seidl

Griesgrämigkeit? Wurstigkeit? Fremdschämen? Nichts davon. Österreich ist ein gutes Land – sagen seine Bürger. Und sie sind stolz auf Österreich. Das zeigt eine Market-Umfrage im Auftrag des STANDARD. Die Grafik auf Seite 3 zeigt es überdeutlich: 37 Prozent der Wahlberechtigten geben die höchste Note auf einer zehnstufigen Skala, wenn sie gefragt werden, wie stolz sie sind, Österreicher zu sein.

Das entspricht einem langjährigen Schnitt, sagt Market-Chef Werner Beutelmeyer: „Die Bestnote wird üblicherweise von 35 bis 40 Prozent vergeben, im Vorjahr gab es einen Ausreißer mit 34 Prozent, 2010 einen mit 42 Prozent. Wenn man die Note zwei dazu rechnet, reicht es immer dafür aus, dass deutlich mehr als die Hälfte der Befragten einen ziemlich hohen Stolz auf Österreich angeben.“

Wobei der Nationalstolz durchaus eine politische Komponente hat: Gut die Hälfte der Wähler der Regierungsparteien geben die Bestnote, Anhänger von FPÖ und Stronach sind deutlich zurückhaltender, und Grün-Wähler wissen mit dem Konzept Nationalstolz überhaupt recht wenig anzufangen, auch Angehörige der höchsten Bildungsschicht sind bei der Benotung eher zurückhaltend.

#### Internationaler Vergleich

Anders ist es, wenn man zu einem internationalen Vergleich herausfordert. DER STANDARD ließ fragen: „Alles in allem gesehen: Wie steht es insgesamt um Österreich? Steht Österreich aus Ihrer Sicht heute eher besser da, etwa gleich gut oder eher schlechter da als andere Länder der Europäischen Union?“ Daraufhin sagten 52 Prozent der Befragten, Österreich stehe heute besser da als andere EU-Mitglieder, nur sechs Prozent meinen, dass es Österreich schlechter gehe. 38 Prozent meinen, es gehe etwa gleich gut.

Dies ist ein signifikanter Unterschied zu einer ähnlichen Befragung mit gleicher Fragestellung vor zweieinhalb Jahren. Damals sagten nur 30 Prozent, dass es in Österreich besser laufe als in den übrigen EU-Mitgliedstaaten. Beutelmeyer: „Auffallend ist, dass die jüngeren und die höher gebildeten Befragten hier sehr viel selbstbewusster antworten – und dass es hier ein starkes West-Ost-Gefälle gibt. FPÖ- und Stronach-Wähler sind allerdings skeptisch.“ Wobei sich die Frage stellt, worauf man eigentlich stolz ist, wenn man stolz auf Österreich ist.

## Land der Winzer,

Market stellte sie in zweifacher Weise: nach österreichischen Klischees und nach den Berufsgruppen, die Österreich irgendwie in der Welt repräsentieren. Die konkrete Fragestellung lautete: „Es gibt ja bei jedem Land Berufsgruppen, die man besonders stark als imagebildend für das Land betrachtet, so ist Frankreich international für seine Köche bekannt oder die USA für die Schauspieler. Welche Berufsgruppen sind für Österreich wichtig, welche prägen Österreichs guten Ruf?“

■ **Winzer** führen die Liste an: Vergessen ist der Weinskandal – auf die Leistungen der heimischen Weinwirtschaft sind die Österreicher extrem stolz. 56 Prozent nennen die Weinbauern als eine das positive Image des Landes prägende Gruppe – Frauen stärker als Männer, Sozialdemokraten, FP-Wähler und Grüne stärker als Wähler anderer Parteien. Und auch jene, die in der Vorfrage gesagt hatten, dass sie weniger stolz auf Österreich wären, zollen den Winzern ihren Respekt.

■ **Ärzte** belegen mit 55 Prozent knapp den zweiten Platz. Für Beutelmeyer ein Beweis, dass der Ruf der Wiener Medizinischen Schule immer noch identitätsstiftend für Österreich ist – wobei die Details der Daten zeigen, dass Menschen mit niedrigem Bildungsniveau besonders auf den Ruf der Ärzte vertrauen.

■ **Sportler** liegen mit 53 Prozent ebenfalls in derselben Größenordnung – wobei Frauen die Sportler höher schätzen und ältere Befragte mehr Bewunderung aufbringen als jüngere. Beutelmeyer: „Wir haben uns das in einer anderen Umfrage angesehen. Felix Baumgartner hat mit seinem Stratos-Projekt die Welt beeindruckt. Auch seine Landsleute saßen gebannt vor dem Fernseher, allerdings trägt dieses Ereignis bei weitem weniger dazu bei, auf Österreich stolz zu sein als beispielsweise die Beteiligung österreichischer Sportler an den Paralympics.“

■ **Musiker** leisten in den Augen von 49 Prozent Bedeutendes, um Österreichs Ruf in der Welt zu prägen – hier ist allerdings deutlich zu spüren, dass die Befragten über 30 ein positiveres Bild von der heimischen Musik haben als die jüngeren Österreicher.

■ **Bauern** sehen 45 Prozent als (positiv) imageprägende Berufsgruppe für Österreich – Frauen und ÖVP-Anhänger vergeben da besondere Sympathien. In diesem Zusammenhang macht es Sinn, die Grafik links näher zu betrachten: An oberster Position rangiert



Nationalstolz unter Österreichs Flagge: Auf die Leistungen der Soldaten sind nur elf Prozent der Befragten stolz – auf die Hilfsbereitschaft bei Katastrophen sind es dagegen fast zwei Drittel. Und die Neutralität verliert rapide an Wert für stolze Identifikation.

Foto: APA/Pfarrhofer

### Sigmund Freuds Couch

Das Original steht heute in Londons Stadtteil Hampstead. Bis zu Sigmund Freuds Flucht vor dem Nazi-Regime 1938 ins Exil nach Großbritannien stand das für Geschichte und Methodik der Psychotherapie enorm wichtige Möbel in Freuds Ordination in der Wiener Berggasse 19. Die Rede ist von der Couch, auf der Sigmund Freud (1856–1939) seine Patienten mittels Gesprächstherapie heilte. Als Erkenntnis seiner langjährigen Studien in Bezug auf psychische Auffälligkeiten und persönlichkeitsbezogene Krankheiten entstand die von ihm erarbeitete räumliche Anordnung. Die ideale Situation zur von Freud entwickelten Gesprächstherapie sah vor, dass der Patient – den Blick abgewandt vom neben ihm auf einem Sessel sitzenden Therapeuten – auf einer Couch entspannt ausgebreitet lag und dem Zuhörenden – frei assoziierend – Erlebnisse, Träume, Ängste, Begierden, sexuelle Wünsche, triebhafte Fantasien und Traumatisierungen offenbarte. Fantastisch, was dieses obskure Objekt an Geschichte in sich birgt. Welche Geschichten es erlebt hat, welche Vielzahl an Emotionen wie Libido, Liebe, Verzweiflung, Hass, welche sexuelle Spannung es verspürt hat, welche Erkenntnisse es für die Objektivierung der Subjektivität geliefert hat. Offenbarungen des „Bewussten, des Unbewussten und des Unterbewussten“. Sämtliche Typologien psychoanalytischer Thesen und Lehren sind einst ad personam auf der Couch gelegen: Patienten, die Ödipus, Narziss, Eros, Thanatos und viele andere Synonyme der psychoanalytischen Theorie wie auch „Es, Ich und Über-Ich“ personifizierten. (...) Beschämend, dass seit Ende des Zweiten Weltkriegs nichts (...) unternommen wurde, Freuds historisch relevantes Interieur nach Wien, in die Heimat der Traumdeutung und der Psychoanalyse zurückzuholen. Aber auch diese Unterlassung sagt etwas aus über Österreich.



# Land der Ärzte

– seit vielen Jahren weitgehend unverändert – die landschaftliche Schönheit als bedeutendstes stolzstiftendes Merkmal Österreichs. Das erklärt auch die hohe Wertschätzung für die Bauern, die diese Landschaft pflegen.

■ **Facharbeiter und Handwerker** rangieren mit deutlichem Abstand im Mittelfeld – mit 35 beziehungsweise 36 Prozent Wertschätzung.

■ **Köche** finden bei 39 Prozent Anerkennung, **Konditoren** prägen für 33 Prozent das Bild des Landes – wobei SPÖ-Wähler, Frauen und Landbewohner sich auffallend oft als Schleckermäulchen bezeichnen. **Gastwirte** (23 Prozent), **Hotelliers** (19 Prozent) und **Kellner** (sieben Prozent) werden von den Österreichern deutlich weniger oft genannt – „obwohl wahrscheinlich die Begegnungen mit freundlichen oder allenfalls unfreundlichen Kellnern das Österreich-Bild von Touristen und damit im Ausland besonders nachhaltig prägen können“, wie Beutelmeyer zu bedenken gibt.

■ **Erfinder** und andere technisch-industrielle Berufe finden in Österreich bestenfalls mittelmäßige Anerkennung: 28 Prozent loben die Erfinder, 22 Prozent nennen **Wissenschaftler**, 18 Prozent **Ingenieure**, 17 Prozent **Architekten** und fünf Prozent **Informatiker**.

■ **Industrielle** haben mit 13 Prozent ein schlechteres Image als **mittelständische Unternehmer**, die es auf 21 Prozent bringen. Auffallend: ÖVP-Wähler finden besonders die mittelständischen Unternehmer bedeutsam, die SPÖ-Wähler halten sich im gleichen Maß an die

Industriellen. Und **Bankiers** sind überall unten durch: Nur vier Prozent der Bevölkerung meinen, dass sie das Image Österreichs aufpolieren.

Da sind **Journalisten** und **Soldaten** (je elf Prozent), **Psychiater** (zehn Prozent), **Lehrer und Pädagogen** (neun Prozent), **Fernsehmoderatoren** (ebenfalls neun Prozent) und **Designer** (sieben Prozent) noch höher angesehen – allerdings bringen es **Diplomaten** auch nur auf fünf Prozent. Ganz am Schluss der Liste: neben den Bankiers die **Verkäufer** (vier Prozent), die **Beamten** (drei Prozent) und die **Politiker** (zwei Prozent).

Das stimmt mit der Liste links überein: Dort zeigt sich, dass das internationale Ansehen österreichischer Politiker von sieben Prozent im Jahr 2009 auf ein Prozent geschrumpft ist – und damit den letzten Platz belegt.

Eine Konstante in dieser Liste ist der Stolz auf die kulturellen Leistungen unseres Landes – 52 Prozent der Befragten nennen diesen Punkt, ein seit vielen Jahren konstanter Wert.

DER STANDARD ließ nachfragen, welche Künstler es denn sind, die von der Bevölkerung hochgeschätzt werden. Dabei rangieren die Musiker wie erwähnt sehr hoch (49 Prozent), die **Schauspieler** (23 Prozent – das ist dasselbe Niveau wie **Bierbrauer** und **Gastwirte**), die **Literaten** (20 Prozent) und die **Maler** (16 Prozent) deutlich dahinter.

Was ebenfalls auffällt: Die Befragten sagen mehrheitlich, dass sie sich gerecht behandelt fühlen.

#### Der Nationalstolz

Würden Sie sagen, Sie sind stolz darauf, Österreicher zu sein? Sagen Sie mir bitte auf einer Skala von 1 bis 10, wie stolz Sie darauf sind, Österreicher zu sein. 10 bedeutet "sehr stolz", 1 "gar nicht stolz". Dazwischen können Sie abstufen.



#### Der Vergleich

Alles in allem gesehen: Wie steht es insgesamt um Österreich? Steht Österreich aus Ihrer Sicht heute eher besser da, etwa gleich gut oder eher schlechter als andere Länder der Europäischen Union?



#### Die Gerechtigkeit

Wie ist es mit Ihnen persönlich, ich meine: in Ihrem eigenen Leben. Werden Sie alles in allem gerecht behandelt oder ist das eher nicht der Fall?



Telefonische CATI-Interviews, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 16 Jahren, (n=400), 16.–19. Oktober, Ergebnisse in Prozent. DER STANDARD

## Rot-weiß-roter Faden

Österreich-Karte der Ikonen

Sind es wirklich die rundlichen weißen Pferde mit den ernst dreinschauenden Herren obendrauf? Oder die Schokoungat-Marzipan-Kugeln, die nach dem Jahrtausendkomponisten benannt sind? Oder ist es die spezielle Art, die Seele unter Zuhilfenahme einer Couch mit orientalischem Überwurf zu erkunden? Sind es die grantigen Einwurfe famoser Wortschmiede? Man könnte vom Hundertsten ins

Tausendste kommen. Gregor Auenhammer hat sich vorgenommen, vom Tausendsten ins Hundertste zu kommen. Daraus ergibt sich eine österreichische Ikonografie – in hundert Bildern. Eine Ikonografie, die zum Kaleidoskop geratet muss. Das Korsett der Kaiserin Elisabeth etwa ist eine funkelnde Facette, Valie Export's Tapp- und Tastkino ein brachialer Gegenschnitt. Objekte, die zu Logos mit internationaler Strahlkraft wurden wie der Anti-Kernkraft-Button oder das Lifeball-Red-Ribbon liegen da wie Beweise einer österreichischen Dynamik, die kurzerhand mit der Würdigung des Ärmelschoners, wie wir ihn aus Spitzweg-Ölschinken und Hans-Moser-Theo-Lingen-Filmen kennen, konterkariert. Objekte, die nach wie vor einen Stamplatz im österreichischen Diskurs haben, obwohl sie nicht mehr existieren, wie der Misthaufen vor

dem Burgtheater, mit dem eine heimische Community Thomas Bernhard und Claus Peymann zeigen wollte, was man vom Stück *Heldenplatz* hält, werden Dingen gegenübergestellt, die einmal da sind und dann wieder nicht. Wie etwa Kärntens zweisprachige Ortstafeln.

In dieser Schwerpunktausgabe gibt es eine Auswahl aus den hundert Objekten, die als rot-weiß-roter Faden dienen. Auenhammer



spannt ihn wie weiland Ariadne für den Helden Theseus, der nach der Begegnung mit dem Minotaurus im Labyrinth des Palasts zu Knossos mithilfe ebendieses Fadens den Weg zurück in die Freiheit fand. Wer hier dem Österreichischen an sich begegnet, wie etwa den Scheuklappen

oder dem Geldkoffer aus der jüngeren Geschichte, findet mit der Leichtigkeit eines walzenden Trachtenpärchens vorzugsweise zu Anton Karas' Zitherklängen, vorzugsweise zu einem Achterl aus dem Doppler wieder ans Licht. Oder mit der Erinnerung an einen triumphalen Moment des Sports, als Franz Klammer diesen un-nachahmlichen gelben Rennanzug anhatte. Bettina Stimeder

Gregor Auenhammer: „Die Entdeckung Österreichs in 100 Objekten“. € 24,90 / 320 Seiten, Metroverlag, Wien 2012

## Der Stolz auf die Neutralität schwindet dahin

Noch vor drei Jahren war eine satte Mehrheit der Österreicher stolz auf die Neutralität – 58 Prozent bezeichneten sie damals als Teil des Nationalstolzes. Seither ist die Wertschätzung der Neutralität konstant – im Jahresschnitt um fünf Prozentpunkte. Nur noch unter Anhängern der SPÖ gibt es eine deutliche Mehrheit, bei der die Neutralität ein Gefühl des Stolzes auslöst.

Dabei ist der Jahrestag des Beschlusses des Neutralitätsgesetzes der Anlass für den Nationalfeiertag am 26. Oktober.

Allerdings haben auch andere national geschätzte Werte in den vergangenen Jahren einen deutlichen Wandel erfahren: So ist der Stolz auf die hohe Lebensqualität gesunken – möglicherweise mit der Erfahrung, dass diese Lebensqualität durch die Krise bedroht ist; schließlich vertraut man auch der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft heute nicht mehr so wie in vergangenen Jahren. Gesunken ist aber auch der Stolz auf die sportlichen Leistungen. (cs)

**EUROPA-SENDUNGEN BIS 2 KG JETZT NUR EUR 9,90!**

**POWERSELLER SPAREN KRÄFTIG: DER GROSSBRIEF INTERNATIONAL.**

In welches europäische Land Sie Ihre Waren auch verkaufen, der Großbrief International der Post bietet Ihnen viel Platz für wenig Geld. Sie verschicken Sendungen bis 2 kg und einem Höchstmaß (L + B + H) von 90 cm um nur EUR 9,90 und – falls es etwas schneller gehen muss – mit Priority um nur EUR 12,90.

**Wenn's wirklich wichtig ist, dann lieber mit der Post.**

www.post.at/grossbrief-international



## Arnold Schwarzeneggers Hanteln

Im besten Fall belächelt wurden damals, gemäß üblichen Usancen austriakischer Überheblichkeit – am Bier- und Stelzenmedian – Schwarzeneggers Avancen bezüglich professionellen Körperkults, jenseits von Krügelstemma und Bedienen der TV-Fernbedienung. (...) Im Sinne der über Jahrhunderte gepflegten und perfektionierten österreichischen Tradition der Heirats- und Hausmachtspolitik katapultierte sich die „Styrian Oak“ – die „steirische Eiche“ – intelligent, mit Verve und Empathie, mit Sympathie und einer gewitzten, klugen Selbstironie in den Orbit des globalen Universums der Macht. Als Netzwerker nutzte er die Meriten seiner Karriere als Bodybuilder, als x-facher Mister Universum, und wurde vom begnadetsten Ikonografen der Pop-Art, Andy Warhol, als Ikone der Postmoderne postuliert. Sein als King of Trash lukriertes Kapital vermehrte er sowohl mittels kluger Finanzinvestments als auch als Immobiliencycoon und „Governator“.

## Eine „deutsche Mark“, überreicht von Karlheinz Böhm

Unter der Ägide von Karlheinz Böhm unterstützt „Menschen für Menschen“ zehn Regionen Äthiopiens. Es sind dies langfristig angelegte Hilfsprojekte, deren Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ lautet. In den 30 Jahren ihres Bestehens hat die Organisation aus den vier Spenderländern Deutschland, Schweiz, Österreich und Belgien insgesamt rund 415 Millionen Euro erhalten und in Projekte in Äthiopien investiert. Zugute kommen die Spendengelder der Förderung von Bewässerungsanlagen, Landwirtschaft, Bildung, Frauen, Infrastruktur, Gesundheit, Sozialprojekten. Eine beachtliche Bilanz. Österreich gilt gemeinhin überhaupt als Spendenweltmeister. Hilfsorganisationen und Initiativen wie „Nachbar in Not“, „Licht ins Dunkel“, die SOS-Kinderdörfer, die Caritas, das Rote Kreuz, der Verein Aids Life lukrieren Millionen an Geld- und Sachspenden, mit denen sie karitativ und vollkommen selbstlos einzelne Menschen und ganze Bevölkerungsgruppen unterstützen. Vielleicht stimmt die Fama vom „goldenen Wienerherz“ doch?



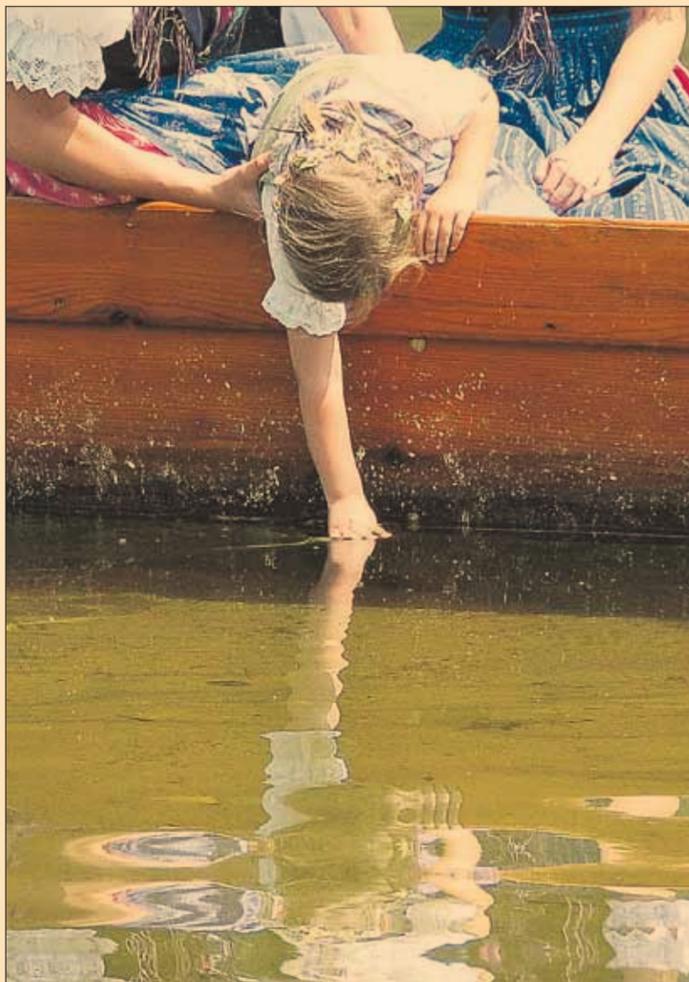
# Das gute Österreichische ist schwer zu verstehen

Mögen ist eine unpräzise Angelegenheit. Was man in diesem Land mag, kann man auch anderswo mögen. Und umgekehrt. Ein paar Anläufe fördern dann doch ein paar liebenswerte österreichische Spezifika zutage.

Peter Rosei

Mit dem Mögen ist das so eine Sache. Sage ich zum Beispiel, ich mag an Österreich, dass hier Frieden herrscht, muss ich doch gleich hinzufügen, dass ich das auch anderswo mag. Natürlich, Frieden und sozialen Zusammenhalt kann man nicht hoch genug schätzen, aber an der Nation festmachen lässt sich das nur schlecht. Speziell österreichisch? Ich mag, dass wir unsere Vergangenheit zuletzt doch noch so halbwegs aufgeräumt haben, wenn gleich noch immer genug Gerümpel herumliegt. Auch das mit der Kaiserzeit ist ja nicht so ganz abserviert, diese Art Nostalgie ist zwar ein wenig liebenswerter, was die andere keineswegs ist – aber lächerlich ist sie doch auch? Zumindest in dem Sinn lächerlich, wie man Kindereien belächelt.

Dass Leute, die hier für voll genommen werden wollen, einen gewissen Stil in Gespräch und Auseinandersetzung vermeiden müssen, mag ich sehr. Zum Herrn Abgeordneten Kopf fällt mir da ein, dass Eigentum ja auch Diebstahl ist, zumindest ist das gelegentlich schon so gesehen worden, er sich also mit den Sozialdemokraten, von ihm als Diebe apostrophiert, eigentlich bestens verstehen müsste. Für Hassgesänge haben die meisten hierzulande nichts übrig, das mag ich. Sie schämen sich sogar, zuzugeben, wenn sie einer bestimmten Partei



Auf diese Art kann es nirgendwo anders schön sein. Kann man mögen, den Grundlsee und die Spiegelung im tiefen Grün. Foto: APA

ihre Stimme gegeben haben, das mag ich dann weniger.

Mögen ist halt eine sehr laue, unscharfe Angelegenheit. Sage ich etwa zu meiner Frau: „Ich mag dich!“, bedeutet das in tausenderlei Situationen tausenderlei. Ich kann nicht sagen: „Ich mag, dass in der Früh die Sonne aufgeht!“ Da könnte ich genauso gut sagen: „Ich mag, dass Rotwein nicht weiß wie

der Weißwein ist, sondern rot.“ Obwohl, den österreichischen Wein mag ich. Andererseits mag ich auch den italienischen Wein, den französischen etc. Wahrscheinlich würde ich auch finnischen Wein mögen, wenn's denn einen gäbe.

Gamsbärte, Fellstiefel und Mozartkugeln mag ich nicht so. „Ich mag, dass Österreicher so gute Skifahrer sind oder sein können, wenn oder so lange es Schnee gibt!“ – wäre das eine Möglichkeit? Einwand: Burgenländer fahren im Durchschnitt nicht so gut Ski. Was ich an Österreich wirklich mag, ist die Kleinteiligkeit des Reliefs, das heißt, nach ein paar Kilometern Autofahrt tut sich wieder und wieder ein neuer, anders gestimmter Landschaftsprospekt auf. Ja, unser Ländchen ist sehr musikalisch, wie mir immer wieder auffällt, höre ich irgendwo in der Fremde österreichische Musik.

Man sieht schon, mit dem nationalen Standpunkt tue ich mir schwer. Es gibt so viele Dinge, die man mögen kann. Soll man sich selbst da am besten mögen? Der Kompromiss zum Beispiel, da gebe ich Georg Simmel vollkommen recht, ist eine der größten Erfindungen der Menschheit. Man kann es aber auch übertreiben, und wie nennt man das dann?

Die viel zitierte Wiener oder ös-

terreichische Wurstigkeit (Wien – Österreicher, da haben wir auch so ein Problem), diese Wurstigkeit halte ich in verträglicher Dosis für lebensklug.

„Es scheint mir aber“, schrieb ich zu anderer Gelegenheit über Österreich, „als liefe gleichsam verborgen und immer nur wie auf Zeit verschüttet die alte, die eingeleitete Strömung unter den sich wandelnden Verhältnissen fort: die Gesinnung eines freudig sich selbst aufgebenden, eines sich freiwillig und vielleicht sogar lustvoll selbst entmündigenden Menschentums, das gerade dadurch zu gewinnen glaubt, dass es sich jedem Nachdenken über das Gegebene verschließt, dem jeweils Herrschenden lächelnd nachgibt – ohne es freilich als Realität ernstlich anzuerkennen! Ein Möglichkeitsraum tut sich da auf, der, farbig und luftschlösserhaft lockend, Wunderbares verheißt. In solchen Sphären spannen wir unsere Flügel auf, und wer weiß, was wir heimbringen?“

„Ich glaube, das gute Österreichische ist besonders schwer zu verstehen. Es ist in gewissem Sinne subtiler als alles andere, und seine Wahrheit liegt nie aufseiten der Wahrscheinlichkeit“, heißt es bei Wittgenstein. Das klingt aufs Erste wie ein Kompliment, und es ist auch eines. Wer hört so etwas nicht gern? Man könnte den Satz aber auch umgekehrt lesen, auf den Kopf gestellt gewissermaßen. Und was er dann bedeutet, mögen wir das auch?“

### Ein weites Feld

Das Mögen ist ein weites Feld, könnte man sagen, wo etwa das Lieben anfängt, hört das Mögen bald auf. Wenn was nicht passt, mögen wir's auch nicht. „Ich mag Bienen, aber keine Gelsen!“ – nicht einmal diesen Satz kann ich

so stehen lassen: Gäbe es nämlich keine Gelsen, wie wäre dann mein Verhältnis zu den Bienen?

Im Grund mag man das Leben selbst (oder man mag es nicht). In diesem großen Mögen (oder Nichtmögen) kommt dann so allerhand vor, z. B. der Schneeberg mit seinen Latschen, der Grundlsee mit seinem kristallklaren Spiegel, der Kobernausser Wald und der Hainburger Kogel, die Wiener Straßebahn, das steirische Bier, karierte Tischtücher, das Gulasch und die Salzstangerln.

Ob ich Vorarlberg so besonders mag, kann ich zum Beispiel nicht sagen, ich war noch zu selten dort.

Da ist mir Paris näher, das ich zum Beispiel auch mag. Aufgeblasenheit, Wichtigtuerei, Cliqueswirtschaft etc. mag ich nicht – aber wer mag das schon? Je länger ich es überlege, bin ich mit Öster-

reich hauptsächlich übers Nichtmögen verbunden, in dem Sinn, dass man, wo man dazugehört – ob man will oder nicht –, dass man dem nicht degagiert begegnen kann, man ist einfach betroffen. Im ständigen und insistenden Nichtmögen, dort steckt wohl erst das richtige Mögen, könnte man sagen, in dem Fall dürfte man fast schon von Liebe reden – und das ist doch wieder einmal ganz etwas anderes!



PETER ROSEI (66), in Wien geborener österreichischer Schriftsteller. Letztes Werk: „Geld“, Residenz-Verlag, Salzburg/St. Pölten 2011. Foto: Hendrich

## INS LAND EINISCHAUN

### Es schmeckt!

Du kommst aus Berlin, landest am Flughafen – rein in den ersten Snackpoint, Back-Snack oder wie der Bäcker heute heißt. Und ziemlich egal, was man kauft, selbst wenn es nur mittelmäßige Back-Snack-Qualität ist, es schmeckt.

Natürlich kann man auch in Deutschland gut essen und feine Lebensmittel kaufen. Dafür jedoch ist nicht immer Zeit, manchmal muss es schnell gehen, aber dann merkt man: Da geht eigentlich gar nichts mehr.

In der Vitrine liegen zum Teil „Teilchen“ und „Stückchen“, die man in Wien höchstens

noch an die Tauben verfüttern würde. In Österreich ist das anders. „Klasse statt Masse“ heißt ein Werbespruch, der trifft's natürlich auch nicht immer, aber öfter als in Deutschland.

Vielleicht hat es etwas mit Kindheit oder Heimat zu tun, aber in Österreich beißt man mit deutlich weniger Bedenken ins Schnitzel- oder Extrawurstsemmerl. Vielleicht ist es auch eine lächerliche Illusion, eine unscharfe Erinnerung an saftige Almen und gemütliche Gaststuben. Egal – in Österreich schmeckt das Essen.

Birgit Baumann

## INS LAND EINISCHAUN

### Nicht extrem unglücklich

I wouldn't be extremely unhappy to have a beer now. Wir waren unterwegs in den Häuserschluchten des feuchtheißen Seoul, eine europäische Journalistengruppe mit ihren südkoreanischen Gastgebern. Das Gesicht des estnischen Kollegen, der sich dem Tod durch Dehydrierung näherte, hellte sich blitzschnell auf. Der Österreicher hatte die Formel gefunden, eine ziemlich eindeutige Willensbekundung unverbindlich und zugleich mit einem Minimum an Höflichkeit rüberzubringen. Das weiche System der doppelten Verneinung er-

wies sich auch fürderhin als höchst effektiv.

Das Weiche ist stärker als das Harte. Das ist zwar ein chinesisches Sprichwort, könnte aber auch einen Grundzug des österreichischen Wesens bezeichnen. Obwohl ich nicht weiß, was das eigentlich sein soll, weil mir der Nationsbegriff nicht ganz geheuer ist. Daher wäre ich nicht extrem unglücklich gewesen, diesen Beitrag nicht schreiben zu müssen. Aber das war jetzt schon eine dreifache Verneinung und unösterreichisch ineffektiv, wie man sieht. Josef Kirchengast

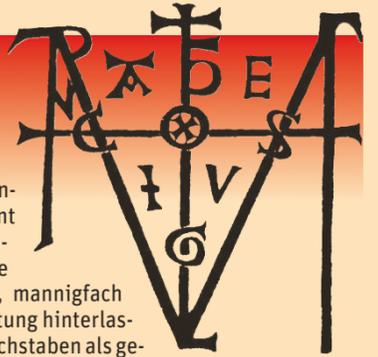


## Das Wahlzuckerl

Inszenierung statt Ideologie! Spiele statt Brot, Action statt Aktion. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurden politische Inhalte durch Verpackung abgelöst. Anstelle Haltung und Meinung zu vertreten, gefiel sich ein Gros der um Gunst und Stimme der Wähler bühnenden Politiker aller Couleur immer öfter in der Rolle des stets in Kameras feixenden freundlichen Vermittlers. Mangels Rückgrat und einer global grassierenden Entscheidungsallegorie. Der zunehmend sich als solcher verstehende Operettenstaat mutierte kollektiv zum Land des Lächelns. Allerdings nur vordergründig. In Wahrheit hinterfotzig. Zudem wurden aufgrund empirischer Sozialforschung und der Bestärkung durch wissenschaftliche, stets unabhängige Meinungsforschung Geschenke verteilt: Wahlzuckerln. Um das demokratische Recht der freien Wahl halbwegs schmackhaft zu machen. Anstelle von Versprechen, an die man sich ernstfalls erinnern und deren Nichteinhaltung man reklamieren und einmahnen könnte. In Vorwahlzeiten werden diese reichlich der p. t. Wählerschaft in homöopathischen Dosen auf Wahlkampfveranstaltungen dargeboten.

## AEIOU – Monogramm

Erratisch, erratisch! Soll es „Alles Erdreich ist Oesterreich Untertan“ oder „Austriae est imperare omni universo“ bedeuten? Die Rede ist von einem bis heute ungelösten Rätsel. Der Habsburger Friedrich III., genannt „der Friedfertige“, hatte als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches sowie Erzherzog von Österreich die Buchstabenfolge „AEIOU“ ersonnen und postuliert, mannigfach verwendet und publiziert, ohne eine verlässliche Deutung hinterlassen zu haben. (...) Für den Herrscher galten die fünf Buchstaben als geheimnisvoller Code inconnu. Er ließ sie als Signatur auf Tafelgeschirr, Münzen, auch auf und in profanen wie auch sakralen, klerikalen Bauwerken anbringen. (...) Der österreichischen Mentalität aber kommt der persönliche Wahlspruch Friedrichs am nächsten: „Rerum irrecuperabilium felix oblivio“, was nichts anderes heißt als das bis heute im Volksmund gültige „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist“.



# Die prinzipiell theoretisch mögliche Wahrheit

Der österreichische Geständnistext ist eines der schönsten Dinge hierzulande. Man muss ihn nur richtig lesen. Es gibt ihn auch als Video. Zum Beispiel mit einer bekannten Fernsehmoderatorin und einem Joghurt in den Hauptrollen.

Marlene Streeruwitz

Gut ist, dass niemand lügt. Dass nicht gelogen wird. Nicht in der Politik. Nicht in der Werbung. Es wird immer alles gesagt. Immer alles gestanden. Es muss nur gelesen werden. Denn. Erst im Lesen fabrizieren sich die Lügen. Und die Medien. Die arbeiten am Lesen dieser Texte mit.

Das schönste Beispiel für diese Art von Geständnistext liefert gerade Barbara Karlich mit ihrem TV-Werbespot für ein Joghurt. Die Stimme von Frau Karlich erzählt uns, wie ideal sie ihr Leben lebt. Sie wache fröhlich auf, erzählt sie uns. Sie mache Morgengymnastik. Sie frühstücke lang und ausgiebig. Sie hält die Vorschriften ein. Würden wir die Worte aufschreiben. Wörtlich genommen wären alle Vorschriften der Schönheits- und Gesundheitspolitik befolgt. Die Stimme von Frau Karlich widerspricht mit einem fröhlichen Glucksen dieser Normerfüllung und stellt damit die Verbindung zum Bild her. Der Körper von Frau Karlich wacht nämlich nicht fröhlich auf. Genervt wird da die Decke wieder über den Kopf gezogen. Die Gymnastik bleibt ein kurzes Busenheben. Das Frühstück ist eine Tasse Kaffee in aller Hast. Text und Bild stehen in vollkommenem Widerspruch, und erst das Produkt verbindet diesen Gegensatz von Ton und Bild. Hier ist die Botschaft, dass der Einklang von Sagen und Tun erst mittels dieses Joghurts herzustellen ist. Das Ziel des ganzen Texts ist im diskreten Punktpeil nach unten



mitgeteilt. Es geht um geregelte Ausscheidung. Dieses bestimmte Joghurt ist in der Lage, die Sünden gegen die Disziplin ungeschehen zu machen. Gesunde Lebensführung. Die kann durch dieses Produkt ersetzt werden. Machen Sie sich keine Sorgen, sagt so ein Text. Sie müssen die Regeln nicht einhalten. Wir helfen Ihnen beim Schwindeln.

Und ganz genau wie dieser Werbetext funktioniert auch der politische Text hierzulande. Niemand lügt. Es wird nicht gelogen. Es wird immer die Wahrheit gesagt. Sogar die ganze Wahrheit. Erst das Lesen fabriziert die Lügen. Und. Je fragmentierter dieses Lesen, desto politisch erfolgreicher. Auch Jörg Haider hat immer die Wahrheit gesagt. Die Wähler wollten nur den aggressiven Anteil des Rassismus hören und die Wirtschaftseliten die korrupte Rückverteilung. Heute. Wir können Jörg Haider heute als das sehen, was das

Joghurt in der Werbung für Frau Karlich ist. Das Versprechen der Rettung aus der Lebensschlammerei.

Die Texte des Gestehens in unserer Kultur. Die kommen von lange her. Und. So ein Geständnis. Das muss ja immer alle Ebenen beinhalten. Die Wahrheit ist ein sehr dichtes Gewebe. Deshalb sind Geständnisse wie Partituren aufgebaut. Die Frau Karlich führt das ganz konkret mit ihrem Joghurt vor. Text. Stimme. Bild. Auftritt. Jede Ebene bildet eine eigene Stimme mit je eigenem Inhalt. Der Leser oder die Leserin. Sie müssten wie ein Dirigent alle diese

Stimmen einzeln und dann im Zusammenklang lesen. Dafür ist keine Zeit. So ein Kurztext im Fernsehen. Da werden kulturelle Muster im Leser und hier speziell der Leserin angesprochen. Deren Prägungen und persönliche Gebundenheiten. Das soziale Geschlecht. Das körperliche. Ganz offen wird die Wahrheit des Schwindelns vorgelegt und in dieser Offenheit verborgen.

Genau so funktioniert es mit dem politischen Text. Deshalb führt der Abbruch eines Korruptionsuntersuchungsausschusses auch nur zu erneutem Achselzucken. Denn. Es wurde nie gelogen. Es war immer klar, warum bestimmte Personen in die Politik gehen oder gingen. Warum welche Gruppierungen gebildet wurden. Wir wissen alle, dass es für die einen um den Machterhalt und damit die Möglichkeit der persönlichen Bereicherung jedweder Art geht und für die anderen um den Eintritt in so einen Machterhalt. Dieses Wissen der vollen Wahrheit wäre eine wunderbare Voraussetzung für wunderbare Demokratie. Aber. Das kulturelle Lesen erzwingt nun seinerseits Zensur, und die nichtverbalen Bindungskräfte der Zugehörigkeiten erzwingen die politische Lüge. Und das endet in Achselzucken und der Gewissheit, es ohnehin immer gewusst zu haben.

### Wir sind alle schwach

Warum soll das einer nun gefallen. Nun. Wenn wir durch eine jahrhundertelange Tradition der Zensur in die Wahrheit und deren Zerstörung durch das totale Geständnis gezwungen worden sind. Und nichts anderes macht der Werbespot von Frau Karlich. Sie gesteht ihre persönliche Unzulänglichkeit, um sich unserer Identifizierung genau darin zu vergewissern. Wir sind schließlich alle schwach. Und dann verhilft sie uns aus dieser gemeinsamen Schwäche in ein Produkt der Rettung. Das war früher einmal die Technik der katholischen Kirche mit der ewigen Seligkeit. Die Werbung baut diese Technik nur zur Kunst des Kapitalistischen um.

Wenn wir nun in Geständnissen sprechen und lesen. Dann wäre es doch nur ein kleiner Schritt, sich zum Gesamtleser und zur Gesamtleserin dieser Texte aufzuschwingen. In diesem Gesamtlesen der vorgelegten Partituren in der Politik wäre dann alles enthalten, was den demokratischen Souverän ausmachte. Eine Selbstermächtigung zum Lesen der ganzen Wahrheit müsste das sein. Kein Unterdrücken einer Stimme in dieser Partitur, die nicht ausgehalten werden kann oder die gleich einmal verdrängt werden muss. Ich denke, zunächst würden wir einmal in helles Lachen ausbrechen müssen. Zu plump und lächerlich einfach läge die Wahrheit vor uns.



Barbara Karlich, Meisterin der Aussprache, sagt, wie's ist. Wer es richtig zu lesen versteht, wirkt am Prozess der spezifisch österreichischen Wahrheitsfindung mit.

Foto: ORF

Und nach dem Gelächter. Dann bitte wirkliche Politik. Denn. Auch über Machtausübung der übleren Art erzählt der Werbespot von diesem Joghurt. Ganz nebenbei. Frau Karlich hält sich am Ende eine Art Bildschirm vor die Hüften. Auf dem Bildschirm schwingen sich schlanke und sehr junge und wenig bekleidete Hüften. Von dieser Person bekommen wir aber nur den Abschnitt zwischen Nabel und halbem Oberschenkel zu sehen. Halt so viel, dass der Hüftschwung der Salsarhythmen zu sehen ist, den Frau Karlich nicht so unbekleidet hinter diesem Bildschirm selbst vorführt. Und ganz nebenbei. Hier wird die gute alte Verdinglichung eingesetzt. Hier ist es die gute alte Verdinglichung des weiblichen Körpers. Hier noch dazu von einer Frau benutzt, was die Sache nicht weniger degradierend macht. Also. Nach der Erkenntnis, dass wir die Wahrheit ohnehin immer gestehen müssen und uns nur gestatten müssten, die Wahrheit auch sehen zu können. Nach dieser Erkenntnis erlauben wir uns dann auch noch

die Forderung nach Würde. Oder vielleicht sollten wir diese Forderung vor die Erkenntnisgewinnung setzen. Dann können wir zwar nicht lachen, aber es wird keine persönliche Zumutung, die Wahrheit als Ausgangsmaterial für Analyse, Reaktionen und Gestaltung zu verwenden. Für Demokratie halt. Und am Ende. Es wird um Würde gehen. Und die Rahmenbedingungen dafür. Die müssen wir uns in der Politik verschaffen. Dass das prinzipiell und theoretisch möglich wäre. In Österreich. Wer sollte das nicht gut finden.



MARLENE STREERUWITZ (62), österreichische Schriftstellerin und Regisseurin, geboren in Baden bei Wien. Letztes Werk: „Die Schmerzmacherin“, Fischer, Frankfurt 2011. Foto: Robert Newald

## INS LAND EINISCHAUN

### Am Bilderbuffet

Nur das mit dem Meerblick spielt es halt nicht mehr, seit die Adria flöten ging, unser blaues Meer im Süden. Aber sonst? Blicke, so weit das Auge schweifen kann – Donaublick, Karawankenblick, Neusiedlerseeblick, Zwanzigschillingblick (Semmering! Ghega-Bahn!), Dachsteinblick, Bodenseeblick, Grimmingblick, Sonnblick! Aber manchmal, da reicht ein Blick und auch ein zweiter nicht aus. Da muss die Aussicht eben anders heißen, wenn ein Bilderbuffet dasteht, das so einfach nicht zu

derblicken ist. Im steirischen Vulkanland gibt's so einen, den haben sie „Ins Land einischaun“ genannt. Da muss man vom höchsten Punkt des HimmelErdenWegs schauen, sieht die Riegersburg dräuen, die Vulkane des Stradner und des Gleichenberger Kogels, in der Ferne das Bacherngebirge, die Karawanken, die Koralm, die Gleinalm, den Schöckl und die Fischbacher Alpen! Nur mit einem Meer können sie nicht dienen, da sind die Schinkentrockner jenseits der Grenzen noch besser dran. Sigi Lützw



Für Eva Blimlinger „bringt es nichts, etwas Neues am Heldenplatz zu machen“. Oliver Rathkolb sieht hingegen eine Chance. Es sei „doch einiges in Bewegung“. Foto: Urban

## „Der Heldenplatz ist eine Rumpelkammer“

Warum dient der Nationalfeiertag als „Kranzabwurftag“? Die Historiker **Eva Blimlinger** und **Oliver Rathkolb** über „History-Disney“, die Macht des Kameradschaftsbundes und die alte Idee der „Fit mach mit“-Märsche. **Peter Mayr** moderiert.

**STANDARD:** Jetzt kommt das erste Denkmal für Wehrmachtsdeserteure Österreichs auf den Ballhausplatz. Ist das eine gute Wahl?

**Rathkolb:** Es ist ein wichtiger Schritt. Mir wäre ein Standort in der Nähe zum Äußeren Burgtor, dem offiziellen Erinnerungsort für Weltkriegstote und gefallene Soldaten des Bundesheeres, lieber gewesen, um damit einen anderen Zugang zur offiziellen Erinnerung zu finden. Dieses Eckerl im Volksgarten ist sehr unrühmlich kontaminiert: Gedacht für ein Denkmal für Engelbert Dollfuß, das die Nazis dann 1938 verhinderten.

**Blimlinger:** Der Ort passt meiner Ansicht nach sehr gut. Jetzt müssen in Wien auch die weiteren Orte der Wehrmachtsjustiz deutlich gemacht werden. Aber wenn man über Erinnerungskultur spricht, geht es auch um die sogenannten Kriegerdenkmäler. Die gehören kontextualisiert. Es muss eine Art von Bildungstour durch Österreich geben, um das Bewusstsein zu schaffen, was diese Kriegerdenkmäler in den Ortschaften eigentlich bedeuten.



**STANDARD:** Diese zigtausend Kriegerdenkmäler kann man doch nicht alle kontextualisieren?

**Blimlinger:** Warum nicht?

**Rathkolb:** Auch im lokalen Bereich sollte man sich über Sinn und Unsinn dieser Denkmäler einmal den Kopf zerbrechen. Vor allem vor dem Hintergrund, dass wir 2014 – der Ausbruch des Ersten Weltkrieges jährt sich zum hundertsten Mal – eine Art Neuverhandlung dieses Ereignisses erleben werden – mit Fernsehdokus etc.

**STANDARD:** Der Nationalfeiertag wird, wenn man so will, vor dem Kriegerdenkmal des Bundes am Wiener Heldenplatz begangen.

**Blimlinger:** Ich finde diese Situation im Äußeren Burgtor problematisch mit diesen Kategorien der Soldaten: Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, Deutsche Wehrmacht und die Soldaten des österreichischen Bundesheeres, die in Friedenseinsätzen gestorben sind. Warum dient überhaupt der Nationalfeiertag als Kranzabwurftag? An diesem Tag wurde das Gesetz zur immerwährenden Neutralität beschlossen. Mir wäre es lieber, wenn man ihn wieder auf den 12. November – Republikgründung – verlegt.

**Rathkolb:** Sie würden den Nationalfeiertag auf den 12. November zurückverlegen?

**Blimlinger:** Zuerst würde ich den Nationalfeiertag zurückverlegen. Ist das durchgesetzt, sollten auch die Feiern abgesiedelt werden. Es gibt ja ein Republikdenkmal – direkt beim Parlament gelegen. Das wird leider stiefmütterlichst behandelt.

**Rathkolb:** Also am 26. Oktober vor dem Republikdenkmal beim Parlament zu gedenken, kann ich mir vorstellen. Aber den Nationalfeiertag zu verlagern, das wird es nicht spielen. Wenn man es historisch genau nimmt, ist der 12. November der Tag der Republik Deutsch-Österreich. Das heißt, wir haben eine neue Anschlussdiskussion.

**STANDARD:** Wie kann man erklären, dass mehr als 60 Jahre lang vor einer Statue eines Nazi-Bildhauers Kränze hingelegt wurden? Ist das Ignoranz?

**Blimlinger:** Mit Normalität. Natürlich war das alles bekannt, man hat es ignoriert.

**Rathkolb:** Wenn man sich die politische Kultur der Zweiten Republik ansieht, merkt man, dass die Wehrmachtsgeneration, der Kameradschaftsbund, eine extrem starke Lobby ist. Interessanterweise gerade sozialdemokratische Politiker und auch Kanzler waren da besonders bemüht, nicht anzustreifen, um keine neue Diskussion vom Zaun zu brechen. Es ist ein Tabu, an dem sich niemand getraut hat, anzukratzen – vor dem Hintergrund, dass die Wählermehrheit Mitte-rechts war und vielleicht noch ist.

**Blimlinger:** Da geht es doch nicht um ein Tabu. Es ist schlichtweg Normalität. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt ist das sicher einer Situation geschuldet, wo die Kameradschaftsbünde ganz zentral für Wahlentscheidungen waren. So etwas schleift sich ein und niemand stellt das infrage. Wäre es ein Tabu, so hätte es ein Nachdenken darüber gegeben, ob man es bricht oder nicht. **Rathkolb:** Tabus haben immer viel mit Unbewusstem zu tun. Je weiter man in der geschichtspolitischen Auseinandersetzung ist, umso näher kommt man in Regionen, die lange tabu waren. Gerade am Land ist das Kriegerdenkmal eine Tabuzone.

**STANDARD:** In der Debatte über Wehrmachtsdeserteure geht es schnell um Verräter und Feiglinge. Ist das erklärbar durch die Gedenk-Tradition des Kameradschaftsbundes?

**Blimlinger:** Klar. Der Kameradschaftsbund hat sicher nicht mehr die Macht wie früher, aber er hat zum negativen Bild und zur Diskriminierung der Deserteure massiv beigetragen. Die Kriegsteilnehmer sterben ja nach und nach. Es gibt aber Familientraditionen. Neben anderen Organisationen trägt auch der Kameradschaftsbund zum Charakter eines Ortes bei. Und die hegen und pflegen die

Kriegerdenkmäler – mithilfe des Schwarzen Kreuzes.

**Rathkolb:** Je kleiner der Ort, desto schwieriger ist es wohl auch, diese Traditionspflege, die sich selbstständig hat und die gesamte Vereinsstruktur eines Ortes umfasst, aufzubrechen. Das ist eine heiße Geschichte.

**STANDARD:** Jetzt geht die Staatsspitze am Nationalfeiertag an der Figur des „toten Soldaten“ vorbei zu einer Tafel, um zu gedenken. Reicht das?

**Blimlinger:** Nein, aber für diesen Nationalfeiertag ist ja alles schon gelaufen.

**Rathkolb:** Das Republikdenkmal wäre sicher eine bessere Wahl gewesen, solange dieser Ort neu aufgesetzt ist. Ob das überhaupt gelingt...

**Blimlinger:** ... das kann man sein lassen. Am Heldenplatz etwas Neues zu machen bringt doch nichts.

**Rathkolb:** Dem muss ich jetzt ganz heftig widersprechen. Wir können weder die Geschichte des Ersten noch des Zweiten Weltkrieges ausradieren. Das ist Teil unserer Geschichte. Man muss sich damit auseinandersetzen. Es geht um das Wie. Es gibt eine Chance, daher bin ich dagegen zu sagen: Wir radieren alle Weltkriegsdenkmäler aus.

**Blimlinger:** Der Meinung bin ich gar nicht. Die Frage ist: Ist das Burgtor der richtige Ort, um das Gedenken an den Ersten und Zweiten Weltkrieg dort zu begehen? Ich sage: nicht notwendigerweise. Das kann man ganz woanders auch machen. Warum braucht die Republik diesen Ort? Wenn ich böse bin, sage ich: Weil der Bundespräsident und der Bundeskanzler nicht weit gehen müssen. Er hat ausschließlich einen staatlichen Repräsentations- und keinen Erinnerungscharakter, wie Sie das jetzt meinen.

**Rathkolb:** Es gibt aufgrund der ak-

tuellen Diskussionen eine Chance, das neu aufzusetzen. Die Frage ist, ob am Ende dieses Prozesses an diesem Ort überhaupt noch eine offizielle Erinnerung stattfindet. Dass man das Ding in die Hand nehmen und neu präsentieren muss, das ist extrem wichtig. Der Heldenplatz ist eine Rumpelkammer der österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

**Blimlinger:** Eine Mega-Rumpelkammer, mit dem Papstkreuz usw. ... Das ist History-Disney!

**Rathkolb:** Es ist doch einiges in Bewegung. Schauen Sie sich das Rehabilitierungsgesetz für die Opfer des Austrofaschismus an: Vor fünf Jahren hätte ich noch gewettet, dass eine solche Regelung nie von der großen Koalition beschlossen wird.

**STANDARD:** Braucht es diese alljährlichen Kranzniederlegungen überhaupt noch?

**Blimlinger:** Es müssen ja keine Kränze niedergelegt werden. Es gibt andere Formen des Gedenkens. In den 1970er-Jahren gab es am Nationalfeiertag immer diese „Fit mach mit“-Märsche. Nationaler Wandertag – das war der Nationalfeiertag. Und an der Spitze Fred Sinowatz. Wobei ich nicht finde, dass das eine bestechende Idee war.

**Rathkolb:** Also für mich am Land im Waldviertel war das damals eine tolle Sache. Da ist ein bisschen was passiert.

**Blimlinger:** Was ist da passiert?

**Rathkolb:** Dass man gemeinsam gewandert ist. Aber natürlich hat sich das längst überholt.

**Blimlinger:** Gewissermaßen als Gegenposition zur Wallfahrt. Man kann nicht jetzt am Reißbrett entwerfen, wie man den Nationalfeiertag begeht.

**Rathkolb:** Dieser Tag wäre geeignet, einen Kontrapunkt zu setzen. Alle Umfragen zeigen, dass die österreichische Identität so aufgeladen und in Patriotismus-Höhen ist, dass man durchaus daran kratzen kann.

**Blimlinger:** Man könnte zum Beispiel überlegen, jedes Jahr ein anderes Partnerland zu suchen und gemeinsam einen Nationalfeiertag begehen – etwa Slowenien.

### WISSEN

#### Gedenktag seit 1955

Der Nationalfeiertag ist in der österreichischen Geschichte schon mehrfach verlegt worden. In der Ersten Republik wurde noch am 12. November der Staatsfeiertag gefeiert – am Tag der Ausrufung der Republik. In der Zeit des Austrofaschismus und danach in der NS-Zeit wurde am 1. Mai zur Feier geladen. In der Zweiten Republik gilt der Tag der Neutralitätsdeklaration am 26. Oktober 1955 als würdig, seit 1965 ist er ein gesetzlicher Feiertag.

Wie jedes Jahr finden die Feiern am Heldenplatz statt. Bei der früheren Hinrichtungsstätte auf dem Gelände des Militärschießplatzes Kagran (Donaupark, 11.00 Uhr) wird bei einer Veranstaltung der Opfer der NS-Militärjustiz ([www.pk-deserteure.at](http://www.pk-deserteure.at)) gedacht. (pm)

### ZU DEN PERSONEN

**Eva Blimlinger**, geboren 1961, ist seit Oktober 2011 Rektorin der Akademie der bildenden Künste. Von 1999 bis 2004 war die Historikerin als Forschungs koordinatorin bei der Historikerkommission der Republik tätig. Blimlinger hat eine Vielzahl an Veröffentlichungen und Publikationen im Bereich Frauengeschichte, Nationalsozialismus und Zweite Republik.

**Oliver Rathkolb**, geboren 1955, ist Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Er ist außerdem Sprecher des Initiativkollegs „Europäische historische Diktatur- und Transformationsforschung“ der Uni Wien sowie Mitglied des wissenschaftlichen Beirats für das „Haus der Europäischen Geschichte“ beim Europäischen Parlament.



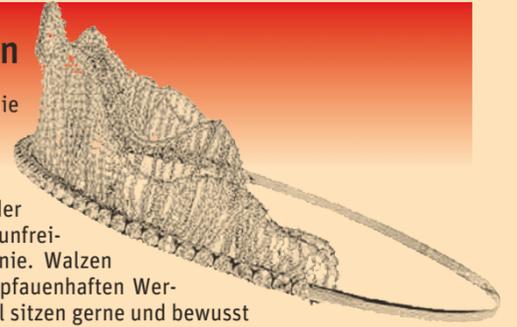
## Die Mozartkugel

Würde man beim „Volk, begnadet für das Schöne“, abgehaltenen Umfragen nach Geburtsort, Wirken oder gar dem hinterlassenen Œuvre Wolfgang Amadeus Mozarts Bedeutung beimessen, müsste man mit großer Wahrscheinlichkeit beschwerliche, oft ins Nirwana führende Pilgerfahrten – ohne eindeutiges Ziel – unternehmen. Einzig kulinarisch gibt

man sich – immerhin – sattelfest und konnotiert mit dem „Woifer!“ Mozart-Palatschinken, Mozarttorte, Mozarttaler und – vor allem – die Mozartkugel. Süß wie seine Kompositionen. Ersonnen wurde sie, historischen Überlieferungen gemäß, 1890 vom Salzburger Konditor Paul Fürst. Originär nannte der k. u. k. Hoflieferant seine Kreation, erschaffen zum Andenken an des Bonvivants 100. Todestag, „Mozart-Bonbon“. Mangels Patent- und Schutzrecht gab es bald jede Menge Epigonen, die das mehrschichtige Konfekt darboten.

## Ein Opernball-Krönchen

Außer Zweifel steht, dass der Opernball die Absolution der in jeder Hinsicht absolut perfektionierten Selbstinszenierung Österreichs als Operettenstaat darstellt. Imperiales Getöse inmitten des Fegefeuers der Eitelkeiten, kombiniert mit einem Schuss unfreiwilliger Komik und gespielter Selbstironie. Walzen stellt de facto die hochzivilisierte Form pfauenhaften Werbens, des Balzens, dar. Adel und Geldadel sitzen gerne und bewusst in der televisionären und multimedialen Auslage. Wobei es sich um einen Irrtum handelt, dass das staatliche Tanzvergnügen, oder soll man eher sagen das Geschiebe und Schreiten auf ein und derselben, äußerst beschränkten Stelle, ein imperiales, adeliges Relikt der Monarchie sei. „Es war sehr schön, es hat uns sehr gefreut“ bezog sich nicht auf einen Ballbesuch Kaiser Franz Josephs. Erst 1936 tanzte man über das Parkett der Oper.



# Nur in Mexiko sind die Toten noch lebendiger

Wenn man die ganze Welt sonderbar wähnt, dann empfiehlt sich ein Umzug nach Wien. Eine Ode auf die Hauptstadt und ihr außerordentlich langsames, melancholisches Gemüt.

Wolf Wondratschek

„Wien, die kleine Konditorei am Rande des Balkans.“ Fritz Lang (geb. in Wien)

„Wie gerne ich mich an Wien erinnere! Und wie ich Dich beneide! In jedem Champagnerglas wird musiziert. Ein Selbstmord ist die selbstverständlichste Sache der Welt, da blückt keiner von der Zeitung auf. Überhaupt die erstaunliche Zähigkeit dieser Österreicher, gesalbt durch Blutströme aus aller Herren Länder, vor allem der Länder des Ostens.“

Wie sie es hinkriegen, dass es sie überhaupt noch gibt? Ein großes Reich einst, dem am Ende die Erfindung der Onanie übrigblieb! Findest Du nicht auch, dass in dieser Stadt an jeder Straßenecke das Jenseits beginnt? Man möchte noch einmal Karussell fahren, bevor einem der Sensenmann, jener feine Herr, endgültig seine Visitenkarte in die Hand drückt. Das ganze Wien ist ein einziges Monument meiner Melancholie.“

So schwärmt – in meinem Roman *Kelly-Briefe* – ein offenbar verrückter Dichter von der alten Kaiserstadt.

### Im eigenen Zitat

Heute wohne ich selbst in Wien, angekommen im eigenen Zitat, mit der für einen Dichter einzigen Rechtfertigung, etwas von der ungewissen Wahrheit meiner Existenz hinüberzuretten in Verse eines Gedichts, eine Erzählung oder einen Roman. Für derartige Experimente mit dem eigenen Leben ist Wien ein Ort vieler Wunder. Ich habe sehr das Gefühl, ich bewohne ein Museum. Was dort ausgestellt ist? Vergangenheit, Einsamkeit, Langsamkeit. Eine Approbation für die Zukunft ist im Ticket nicht inbegriffen.

Ich selbst unterziehe mich also dem Experiment, in dieser Wiener Stimmung unterzutauchen. Während die Welt den Menschen davon eilt, beharrt Wien auf der Gegenwart seiner Geschichte. Und wie wird es dafür geliebt.

Der Vorschlag, Österreich einzuzäunen und über dem Eingang ein Schild mit der Aufschrift „So lebte man früher“ anzubringen, stammt zwar von einem Künstler, muss deshalb aber nicht falsch



Seelenort Zentralfriedhof: Die Trauer richte laut Dichtermeinung in den Herzen der Lebenden größeren Jubel an als die Freude. F.: APA

sein. Wien ist eine Stadt, in der sich der Mangel an Beschleunigung dem Gemüt einprägt. Und die Toten, deren Schatten noch heute durch die Gassen huschen, bringen unser Zeitgefühl durcheinander – eine metaphysische Wiener Spezialität.

Ich fühle mich nicht belästigt. Mir reicht das Kopfsteinpflaster kleiner Gassen, ein Nachtcafé abseits, eine Mondnacht mit Gesprächsfetzen Vorbeigehender, die Türkisch, Russisch, Polnisch oder Tschechisch reden, das irgendwie übriggebliebene Wien

der touristisch unergiebigem Bezirke. Ich unterhalte keinen Umgang mit der Gesellschaft. Die einfachen Leut' reichen mir bei ihrer Bemühung, am Leben zu bleiben, ohne recht daran zu hängen, und das kleine Versteck, das ich bewohne.

Für Wien gilt, was Tomasi di Lampedusa an London rühmte, sie sei „die einzige Stadt, die vollkommen die Wollust vermitteln kann, zu verschwinden, niemand mehr zu sein.“

Gleichzeitig berührt mich die Erinnerung an alles, was in diesem Wien geschah, was hier komponiert und gedacht, gemalt und gebaut, gedichtet, gespielt und gesungen wurde. So heißt es am Ende eines meiner Gedichte:

Aber von vielem, was vergangen, sagt man doch.

Damals in Wien hat es angefangen. Ich bin nicht viel in Österreich herumgekommen. Ich kenne das Land nicht, die Landschaften, die eingeborenen Menschen. Für das, was ich bin, einer mit slawischem Blut, ein Raucher und Kaffeetrinker, genügt mir die Haupt-

stadt. Ein Ort für einen, der lieber mit den Toten lebt als mit den Lebenden. Nur in Mexiko sind die Toten noch lebendiger. Mir gefällt das.

In den Seelen mancher Menschen richtet die Trauer einen größeren Jubel an als die Freude. Ja, lieber Joseph Roth, du hast recht. So funktioniert Wien.

Wenn Sie das Gefühl haben, nichts von der Welt, in der Sie leben, akzeptieren zu können, gehen Sie nach Wien.



WOLF WOND RATSCHEK (71), in Rudolstadt, Thüringen, geborener, in Wien lebender deutscher Schriftsteller. Sein letztes Werk hat den Titel „Das Geschenck“, Hanser-Verlag, München 2011. Foto: Heribert Corn

## Das Positive erst einmal gar nicht für nötig halten

Suggeriertes Österreichertum, ein gebrochener Heimatbegriff und ein Potenzial namens Skepsis

Milena Michiko Flašar

Was ist an Österreich überhaupt (noch) positiv? Auf diese Frage finde ich zunächst keine Antwort und das nicht, weil mir nichts Positives einfiele, sondern weil mein Österreich, d. h. das, welches ich kenne, nur ein kleiner Bruchteil dessen ist, was man gemeinhin unter Österreich versteht. Das Land als Ganzes mag ich deshalb keiner Prüfung unterziehen, zu vieles darin ist mir nicht vertraut. Vielmehr möchte ich im Kleinen

bleiben, aus dem Kleinen heraus auf das Große schauen. Mein Österreich, das ist das Österreich einer 32-jährigen Autorin, geboren und aufgewachsen in St. Pölten, als Tochter einer Japanerin und böhmischem-mährischen Wurzeln, der stets Wert auf den sogenannten Hatschek im Namen legte und ihn bis heute nicht weggelassen oder gar eingedeutscht hat.

In meiner Familie stand und steht der Hatschek für einen beweglichen, äußerst dehnbaren Heimatbegriff, und es ist wohl diese Dehnbarkeit, die mich und meine Wahrnehmung am meisten geprägt hat: Sofern ich mir selbst überhaupt jemals die Frage nach meiner Herkunft stelle, fällt die Antwort darauf je nach Stimmung einmal so, dann wieder anders aus. Meistens jedoch sehe ich

mich weder ausschließlich als Japanerin noch als Österreicherin, viel eher als beides und dann aber auch als keines von beidem, worin eine wohltuende Unsicherheit liegt. Wer oder was bin ich? Woher komme ich? Keine Ahnung. Vielleicht. Im besten Sinne *egal*.

Mein Österreich ist ein anderes Österreich. Von Kindheit an daran gewöhnt, ein bisschen anders zu sein oder besser: als ein bisschen anders betrachtet zu werden, was in den 1980er-Jahren, in einer Kleinstadt wie St. Pölten schnell der Fall war, oft gar nicht böseartig, sondern aus dem natürlichen Bedürfnis heraus, der Ordnung wegen eine Unterscheidung zu treffen, habe ich schon sehr früh eine sehr innige Verbundenheit mit jenem empfunden, die ebenfalls, aus welchen Gründen auch immer, ein bisschen anders sind.

### Bücher hinter der „Krone“

Ob Außenseiter, Grenzgänger, Exzentriker oder Freaks – ihre Andersartigkeit, wiewohl sie alle aus ein und demselben Österreich stammen, ist freilich kein Wert an sich, der sie besonders machte oder auszeichnete, sie weist lediglich darauf hin, dass es so etwas wie *das* Österreich nicht gibt, bloß unterschiedliche Lebenswelten. Parallel zur Lebenswelt eines Dornbirner Taxifahrers etwa, der mir auseinandersetzte, wie günstig gelegen die Stadt sei („nur sieben Stunden nach Paris!“), existiert die Lebenswelt eines Ottakringer Tschocherlbesitzers, der

„das letzte österreichische Lokal in der Koppstraße“ betreibt, oder die Lebenswelt eines Arbeiters aus St. Johann im Pongau, der gerne liest, Dostojewski und Tolstoi, dies aber verheimlicht, aus Angst vor dem Spott seiner Kumpels: „Die Bücher verstecke ich hinter der *Kronen Zeitung*.“

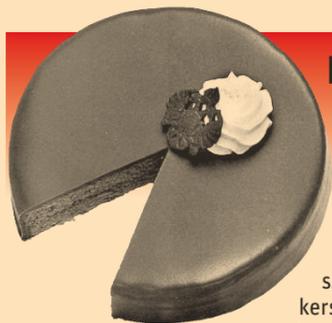
Mein Österreich ist das Österreich derer, die Diversität bejahen. Es ist ein Österreich, das sagt: „Es lebe der Unterschied!“ Und dieses Österreich ist mir derart vertraut, derart lieb, dass ich jedes Mal, wenn ich es verlasse, erstaunt bin, wie klein es im Grunde ist, im Gegensatz zum größeren Österreich derer, die in der Andersartigkeit eine Bedrohung ihrer eigenen Sicherheit orten und das meist grundlos, weil mangels tatsächlicher Berührungen mit dem Anderen, aus vagen Vorstellungen heraus oder weil ihnen die entsprechenden Schlagwörter vorgesagt werden, zum Beispiel das der Überfremdung, welches sich gut und leicht nachplappern lässt.

Was aber ist nun an Österreich positiv? Es geschieht im Hinblick auf mein kleines Österreich, wenn ich sage: Das Positive daran liegt schon in der Art dieser Fragestellung begründet. Sie zeigt das typisch Österreichische, nämlich das Positive erst einmal gar nicht für möglich zu halten, was im schlimmsten Fall in grantige Nörgelei ausartet, gleichgültig worüber, im besten Fall jedoch einen differenzierten, wachsamem Blick auf das eigene Land erlaubt.

Wenigstens verhält es sich so in meinem Österreich: Die meisten darin bringen ihre Liebe zur Heimat zum Ausdruck, indem sie ihr zunächst eine gehörige Portion Skepsis entgegenbringen. Heimat? Was soll das? Und gerade ihr Misstrauen gegenüber einem solchen Begriff ist mir sympathisch, ihre Abneigung gegen einen unhinterfragten Patriotismus. Eine Haltung, die mancherorts bedauert wird – warum wir Österreicher nicht mehr Selbstvertrauen hätten? Warum wir uns unnötig klein machten? – eine Haltung, die aber gleichzeitig das Potenzial in sich birgt, all das, was nicht unter das suggerierte Österreichertum fällt, miteinzuschließen, Grenzen neu auszuloten, sie vielleicht sogar zu durchbrechen, indem man den vielen Gesichtern und Biografien von vielen unterschiedlichen ÖsterreicherInnen, ob nun mit diesem oder jenem Hintergrund, mit simpler Wertschätzung begegnet.



MILENA FLAŠAR (32) lebt als Schriftstellerin in Wien. Heuer erschien bei Wagenbach ihr vielbeachtetes drittes Buch „Ich nannte ihn Krawatte“. Foto: Corn



## Die original Wiener Sachertorte

Frischen Windes bedarf es manchmal – Tradition mit Moderne verbindend –, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Derartiges muss der innovativen Chefin des noblen Hotel Sacher, Elisabeth Gürtler, wohl durch den Kopf gegangen sein, als sie vor einigen Jahren den Agent Provocateur, das Enfant terrible der österreichischen Kunstszene, Hermann Nitsch, für die Neugestaltung eines Klassikers, vielmehr dessen Ummantelung, engagiert hat: die Verpackung der Sachertorte. Seinem Stil treu bleibend, bereicherte er das Papier mit der Reproduktion eines Schützbildes. Nitsch, schwierig und sublim wie immer, nahm den Auftrag an, lieferte aber kein typisches, sofort als „echter Nitsch“ erkennbares Schützbild, sondern überraschte subtil mit anderer Farbe. Perfiderweise war es nämlich nicht blutrot, sondern in zart divergierenden grünen Nuancen gehalten. Was sein Antrieb, sein Hintergedanke dabei war, bleibt im Bereich des Okkulten. Perfides Spiel mit Erwartungshaltungen oder bewusste Täuschung enttäuschter Erregungsindikatoren?

## Die Sockenhalter von Hans Moser

„Wo sind meine Sockenhalter? Wo sind schon wieder meine Sockenhalter? Mariann!“, herrscht Hans Moser als Zauberkönig in einer aus dem Jahr 1961 datierenden legendären Inszenierung von Ödön von Horváths „Geschichten aus dem Wiener Wald“ seine Tochter an. Der cholerische Ausbruch markiert einen hysterischen Akt der Verzweiflung des gutbürgerlichen Geschäftsmannes gegen den Untergang, gegen den Verlust der Moral, der Ethik, des Aufbegehrens, wider das Entschwinden einer geordneten Welt mit Recht und Ordnung, Wissen und Gewissen. (...) Was „die Leit“, die anderen denken ist dem bourgeois determinierten Vater wichtiger als Gefühle gegenüber seiner eigenen, einzigen, in Wahrheit abgöttisch geliebten Tochter. Eine einfühlsame, großartige, tiefenpsychologische Studie der Gesellschaft. Tragisch. Ein Sittenbild der in den Untergang tanzenden, in die Katastrophe des verbrecherischen Nazi-Regimes mündenden postmonarchistisch pubertierenden Demokratie.



# Der rot-weiß-rote Schranken

Man braucht nur ein weißes Blatt Papier und einen roten Stift, um eine österreichische Flagge zu malen – und einen klaren Blick, um das Poetische an den künstlichen und natürlichen Grenzen einer Mühlviertler Kindheit zu erkennen.

Anna Weidenholzer

Ein Schnitzel, antwortet die Kellnerin bei der Zehrung auf die Frage, ob es etwas Vegetarisches zu essen gebe. Ein Schnitzel oder die Beilagen vom Rindfleisch. Die Tische sind zu einem U angeordnet, wir füllen nur ein L aus, die Terrasse vor dem Saal ist neu gepflastert. Hier kann man jetzt gut heiraten, sagt einer, schau, sie haben dort hinten ein Stück überdacht, es ist auch bei Regen nicht schlecht. Vor zehn Jahren gab es bei einer Zehrung noch kein Schnitzel, sagt ein anderer, vor zehn Jahren gab es nur Suppe mit Anissemeln und Rindfleisch mit Beilagen. Die Wände sind pastellfarben gestrichen, die Decke und Zierleiste weiß. An der Pinnwand hängen neben den Parten Fotos von Katzenkindern, die ein Zuhause suchen. Hier weht der böhmische Wind, sagte jemand, als sich die Tiroler Verwandte beim Aussteigen die Spange in die Haare schob. Hier wird es früher kalt, das sagte niemand. Vorderweißenbach ist ein Ort im oberen Mühlviertel. Zehn Kilometer sind es nach Tschechien, fünfunddreißig nach Linz.

### Am Hühnergeschrei vorbei

Ich bin nicht weit von hier aufgewachsen, zumindest an den Wochenenden. An Samstagen fuhren wir zur Großtante, wenn wir das Ortsschild von Hühnergeschrei passiert hatten, war es nicht mehr weit. Hühnergeschrei sagte niemand, Heagschroa sagten wir. Die Großtante war eine liebevolle Frau, der die Welt zu früh abhanden kam. Sie erledigte alles zu Fuß, wir gingen viel spazieren, zur Kirche, zum Kriegerdenkmal, zum Friedhof, um den Friedhof herum durch den Wald, zur kleinen Brücke im anderen Wald, zu den Ameisenhaufen, manchmal die Grenze entlang. Ich erinnere mich an kleine Grenzsteine am Boden, an einen rot-weiß-roten

Schranken, an Schilder am Ende des Weges, an den Wald auf unserer und die Weite auf der tschechischen Seite. Die Grenze bei den Großeltern in St. Florian am Inn war einfach, hier Österreich, dort Deutschland, dazwischen ein großer Fluss. Mit der Grenze im Böhmerwald war es anders. Die Großtante sagte, es sei wie mit dem Fell unseres Katers. Kam man beim Streicheln vom schwarzen Strich auf seinem Rücken ab, wurde es gefährlich. Wir schauten hinüber: ein weites Feld, keine Bäume, keine Häuser, nur Feld. Es war der Grenzstreifen, aber davon sprach die Großtante nicht. Bin ich jetzt in der Tschechei, fragten wir manchmal und fürchteten uns davor. Die Großtante erzählte von Minen, die unsichtbar sind, die einem zumindest die Beine zerfetzen, wenn man auf sie tritt. Wir schauten eine Weile nach drüben, dann pflückten wir weiter Heidelbeeren. Mit einem Maschinengewehr, sagt jemand beim Wirt in Vorderweißenbach, wir waren sicher, dass wir von Maschinengewehren erschossen werden, wenn wir beim Spielen über die Grenze kommen. Achtung Staatsgrenze stand auf den Schildern, wenn wir sie sahen, drehten wir um. Ich hatte ein Holzschrot in der Form eines Gewehres, aber nicht wegen der Tschechen. Der Großvater war Jäger, er brachte Wildschweine nach Hause, manchmal auch Hasen. Ich wollte fünf Holzschrotgewehre besitzen, ich wollte sie in der Garage bauen, mir fehlte das Werkzeug dazu.

Einer der Neffen kommt zurück. Er hat sich umgezogen, weil ihm beim Heben des Sarges die Hose gerissen ist. Wir sind gemeinsam durch den Ort gegangen, vom Friedhof zur Kirche und wieder zurück. In der Kirche ist der Sarg neben den Kürbissen gestanden, es wird bald Erntedank sein. Den Sargträgern haben den Berg hinauf die Arme gezittert, und die Musikkapelle hat gespielt, der



Österreichs Fahne als imaginäre und reale Grenzmarkierung.

Foto: APA

Vorbeter hat gebetet. Die Autofahrer sind uns ausgewichen, haben den Motor abgestellt. Wir sind vorbei am ersten Gasthaus, am Gemeindeamt und dem Frisörstudio.

### Herbstliche Züge

Vor der Fleischhauerei stand ein Mädchen, an der einen Hand die kleine Schwester, in der anderen eine saure Gummischlange. Sie sah dem Trauerzug eine Weile nach, dann ist sie zurück ins Geschäft. Wahrscheinlich hatte sie die Gummischlange aufgegessen, noch bevor wir beim Friedhof ankamen. Es ist ein überschaubarer Friedhof mit einem kleinen Gebäude, der Aufbahrungshalle. Außen an der Mauer, ganz unten, hängt ein Schild: Bitte Hunde nicht auf den Friedhof mitbringen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagte jemand, als der Hund zu Herbstbeginn die Äpfel aus dem Garten brachte. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, aber manchmal tragen ihn die Hunde fort.

Wir sitzen beim Wirt in Vorderweißenbach, es sind keine Kinder da. Der Jüngste hat im Sommer maturiert, der Zweitjüngste hat gerade zu studieren begonnen und gefragt, woher die weißen Ablagerungen im Wasserkocher kommen. Im Mühlviertel gibt es keinen Kalk. Ich denke an die Großtante, an den Großvater, der leere Cola-Flaschen mit Wasser füllte, wenn wir in Rohrbach waren, Bügelwasser nannten wir das Mühlviertler Wasser, sobald es in den

Flaschen war. Ich denke an den Dachboden der Großtante, die von den Russen dagelassene Stalintruhe, an das Knirschen der toten Fliegen, wenn man auf sie trat, an die stickige Wärme in den Sommermonaten, an den Heimtrainer, die Marienbilder und an die Österreichflagge, die zusammengerollt neben der Selchkammer lag. Für österreichische Kinder ist es leicht, eine Flagge zu malen, sagte ein Verwandter, ich weiß nicht mehr, wer es war.

Alles, was man dazu braucht, ist ein roter Stift und ein weißes Blatt Papier. Nur die eifrigen Kinder malen den mittleren Teil mit weißem Stift aus, die eifrigen oder die

stummen. Mit dem Auto wären wir in fünfzehn Minuten in Tschechien. Wir könnten auch zu Fuß gehen.



ANNA WEIDENHOLZER (28), in Linz geborene österreichische Schriftstellerin. Letztes Werk: „Der Winter tut den Fischen gut“, Residenz 2012. F.: Lukas Beck

## INS LAND EINISCHAUN

### Schluchtglück

Zu welcher Jahreszeit es in den Ötscher-Tormauern am schönsten ist, lässt sich nicht leicht sagen. Im Moment ereignet sich in den Nördlichen Kalkalpen Niederösterreichs jedenfalls ein Farbenspektakel der Extraklasse.

Die Laubbäume funkeln in der Herbstsonne in knalligem Rot und Gelb und bilden mit den mit Flechten verwachsenen Nadelhölzern, den Moosen und Farnen an den Abhängen ein prachtvolles Potpourri. Unten, in der Schlucht, fließt die

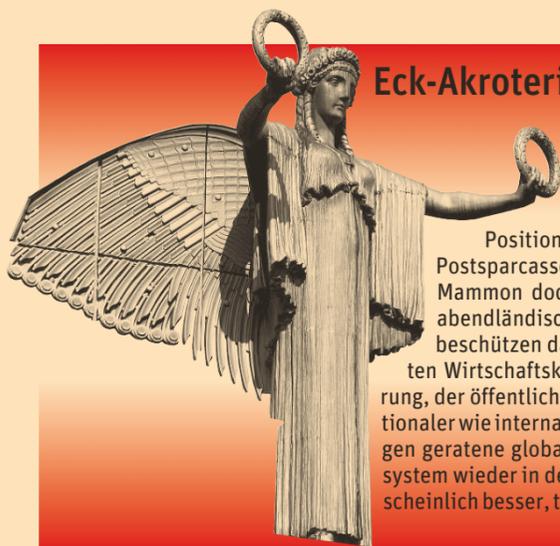
Erlauf nach Kienberg-Gaming, und als ich das erste Mal hier herunterkam, mich ans Ufer stellte, die Fliege an die Schnur band und begann, sie aufs Wasser zu werfen auf der Jagd nach Regenbogen-, Bachforelle und Äsche, spürte ich die Gegenwart, das Hier und Jetzt wie kaum jemals zuvor – und seither immer wieder.

Die Fische sind nicht groß und an manchen Tagen so gar nicht zum Beißen aufgelegt. Nirgendwo sonst ist das so egal wie hier. Doris Priesching



Postings zum Thema  
„Was ist gut  
an Österreich“  
auf

derStandard.at



## Eck-Akroterie von Otto Wagner

Den Himmel über Wien beschützen sie, die metallenen Engel. Mit kontemplativer, ernsthafter Miene. Hellscherisch könnte man Otto Wagners Positionierung segensreicher Engel auf der Postsparcasse am Ring deuten. Beherrscht Gott Mammon doch unser aller Leben. Engel, egal ob abendländischer oder heidnisch-antiker Herkunft, beschützen das monetäre Gut. Angesichts der akuten Wirtschaftskrise, der offensichtlichen Überforderung, der öffentlich zur Schau gestellten Hilflosigkeit nationaler wie internationaler Experten, wie das aus den Fugen geratene globalisierte Finanz- und Weltwirtschaftssystem wieder in den Griff zu bekommen sei, ist es wahrscheinlich besser, traditionellen Schutzengeln zu trauen.

## Ein Geldkoffer

Es war einmal ... vor gar nicht allzu langer Zeit, in einem Land, von dem man sagte, es liege im Herzen Europas, ein Aktenkoffer. Sein Äußeres war von anmutiger Erscheinung und schlichter Eleganz. (...) Eines Tages trat er in den Dienst eines feinen Herrn mit guten Manieren. Glaubt man den Berichten, mauserte er sich rasch zu einem wahrhaft polyglotten Koffer. Weitgereist und allseits beliebt. Heiß ersehnt und oft begehrt. Es kam nämlich dazu, dass er mit anderen Koffern in Verbindung trat. Vermittler hatten Kontakte hergestellt, es kam zu einem regen interaktiven Austausch, in der Folge zu einer intensiven Beziehung. Rein geschäftlich, hochprofessionell, versteht sich! Er lieferte Aufträge, ein anderer Kuverts. (...) Zunächst unternahm der Koffer Exkursionen in Amtshäuser, Kanzleien, Büros, öffentliche Spitäler, Vorstandsbüros und Ministerien. Der Koffer wurde auf Yachten mitgenommen und auf Jagdausflüge (...) rund um den Globus. Ein beneidenswertes Leben in Saus und Braus. Alles lief wie geschmiert. (...) „Factum est: Es gilt selbstverständlich die Unschuldsumutung!“



# Die Neigung hierzubleiben

Harte und weiche Konsonanten, luftgetrockneter Rohschinken und Salzburger Nockerl: So viel gegensätzlich Positives verlangt geradezu nach einer österreichischen Mehrfachidentität.

Barbara Frischmuth

Positiv? Was ist Österreich? Der Staat, das Land, die Menschen? Österreich ist ein Rechtsstaat. Glaube ich. Auch wenn das Recht sich oft genug Zeit lässt mit dem Sprechen. Aber verglichen mit ... das ist die Nagelprobe. Verglichen mit so und so vielen Staaten auf diesem Globus, ist Österreich als Rechtsstaat ganz in Ordnung. Kommt darauf an, mit welchem anderen Staat man es gerade vergleicht. In den meisten Fällen so halbwegs. Gibt es einen Rechtsstaat, der ganzwegs ist? In dem keine Möglichkeit besteht, das Recht zu beugen? So wie es hierzulande gelegentlich gebeugt wird? Wenn zu viel Geld und zu viel Politik im Spiel sind? Kaum, solange Menschen Gesetze machen und Recht sprechen.

Ich bleibe also bei halbwegs. Noch ist es nicht so weit, dass es nur mehr darum geht, welchen Anwalt man sich leisten kann, wie im Goldenen Westen. Noch nicht. Oder darum, wie die Weisung der herrschenden Partei lautet, wie im ressourcenreichen Osten. Höchstens ansatzweise.

Das Land: die Landschaft, höre ich immer, wenn ich frage. Welche Landschaft?

Alpen, Alpenvorland, Pannonische Tiefebene, Hügelland, Waldland, Seenland, Flachland? Die meisten votieren für ihre Zweitlandschaft, in der das Zweithaus, die Zweitwohnung, das Zweitleben angesiedelt sind. Ob im Waldviertel oder in der Südsteiermark, im Salzkammergut oder in den echten Alpen. Man schwärmt von der Lebensqualität, dem Fleisch

der Almochsen, dem Wein der Weingegenden. Sehr positiv: die Kulinarik, ob (Kern)ölspur oder Kürbinarrische Wochen, Mohnzelten, Kärntner Reindling. Diese Liste kann sich nicht nur sehen, sondern auch schmecken lassen. Steirische Toskana, warum nicht? Erzherzog Johann war ein Prinz aus der Toskana. Tiroler Speckknödel muss man nicht mögen, luftgetrockneten Rohschinken eher schon. Und Salzburger Nockerl? Ein Essen für zwei. Bei aller Flaumigkeit, allein schafft das keiner.

Die Menschen? So viele Dialekte wie Kleinklimata. Manche sprechen, als stecke ihnen das Eis der Gletscher in der Kehle, andere singen beim Reden, nicht nur beim Wein. Die einen quetschen einen Diphthong, bis er keiner mehr ist, die anderen diphthongisieren jeden Vokal, der lang genug ist, bis man die gesprochenen Schleifen sehen kann. Mit einem Wort, Vielfalt. Sehr positiv. Aber nicht weiter ausgebaut. Dialekte ja, Mehrsprachigkeit nein. Was in der eigenen Sprechweise bereits angelegt ist, helle und dunkle Vokale, harte und aufgeweichte Konsonanten usw., wird in den anderen Sprachen als fremd empfunden.

Zu fremd. Könnte ja die eigene, vor gar nicht so langer Zeit erworbene Selbstständigkeit gefährden.

Die Wertschätzung des Regionalen lässt manchmal das Nationale vergessen – gut so. Die Kehrseite: Landesfürsten, die sich gerne als Feudalherren sehen.

Von der Vielfalt war schon die Rede. Je nachdem, welcher Gegend man sich zugehörig fühlt,



Bradlmusi, Volksmusik, Pop, Jazz, Fensageiger, klassische Musik sowieso – ohne Musik geht in Österreich gar nichts. Und das ist eigentlich positiv. Foto: dapf

redet man von ihr als Österreich. Natürlich immer mit einem Haar Wien in der Suppe. Es sei denn, man ist Wiener, Wienerin. Dann ist Wien Österreich, und die Wiener sind die Österreicher schlechthin. Der Rest sind G'scherte. Da greift das Zweitleben nicht mehr ganz.

Ich selbst kann mich nur schwer entscheiden: typischer Fall von Mehrfachidentität.

Kultur, sagen die meisten, wenn es um die Österreicher und das Positive geht. Die Liebe zur Musik, zur E-Musik und wie ernst sie genommen wird. Der hiesige Taxifahrer hört immer klassische, nicht Volksmusik, wenn ich zusteige. Mit Leidenschaft, wie er sagt. Dabei spielt er nicht einmal ein Instrument. Hier spielen fast alle ein Instrument. Und hier, im Ausseerland, spielen sie alles, Volksmusik, Pop, Rock, Jazz und klassische Musik. Und sie spielen andauernd, weil es so viele Veranstaltungen und Feste gibt, die sie als Bradl-Musi, Fensageiger, Hollerschnapszuzler, Klarnarchisten usw. bespielen müssen, denn ohne Musik geht gar nichts. Eigentlich positiv.

Und die Menschen, die nicht Musik machen, nicht aus ihren Büchern vorlesen – was immer mehr von ihnen tun –, nicht einmal Bilder malen oder kunstfotografieren? Wenn sie nicht gerade mit Kulturpraktiken wie Vogel-fang, Saibling fischen, Schnaps

brennen, wildern oder Wintersport beschäftigt sind? Sie tragen bei. Ehrenamtlich, ganz bei der guten Sache. Bewahrend, wenn ihnen zugesagt, was der Brauch fordert, verändernd, wenn der Brauch zur Schablone wird und auch das Jetzt sein Recht auf Pflege fordert.

### Keiner bleibt durstig

Nach der Arbeit ist vor der Arbeit. Dazwischen gibt es aber auch etwas. Und diese Zwischenzeit lieben die Österreicher, unter denen ich wohne. Die einen löschen freiwillig Brände, solche mit Feuer, und solche, die nur mit Bier zu löschen sind. Da hilft dann der ganze Ort mit aus, damit keiner im Zelt durstig bleibt. Da werden Umzüge organisiert, sei es zu den heiligen drei Faschingstagen oder zur Erinnerung an frühere Bergarbeiterverhältnisse, sowie Narzissen- und Dorffeste gefeiert.

Im hiesigen Literaturmuseum machen schon seit sieben Jahren täglich Hausfrauen Dienst, verkaufen Bücher, geben Auskunft, richten bei Veranstaltungen was zum Essen und zum Trinken her. Unentgeltlich.

Es gibt das ganze Jahr über Vorbesprechungen und Nachräusche, gemeinsame Ausflüge bis nach Usbekistan und musikalische Wanderungen rund um den See. Kurz gesagt, man weiß, dass man nicht alles kaufen kann. Man muss auch selber etwas dafür tun,

damit es lustig wird, aber auch, um helfen zu können. Eine Schule in Kenia? Nicht schlecht. Aber die Mittel dafür müssen erspielt, ertanzt, sozusagen kreativ erarbeitet werden.

Ein Hang zum Festlichen (siehe Tracht), oft belächelt und politisiert, beweist ein Talent, sich vom Alltag abzuheben, den Rhythmus der Zeit zu durchbrechen, zu etwas Spielerischem, zum Musizieren, zum Tanzen und zum kunstvoll eingesetzten und veränderten Wort, aber auch zum Lachen hin. Keinesfalls negativ.

Dabei geht es weniger darum, sein Phäakentum zu pflegen, sondern noch unterscheiden zu können zwischen Arbeit und Spiel, Zeit und Zwischenzeit, Alltäglichem und Rauschhaftem. Nachteil: dass viele von den Jungen gar nicht erst weg wollen, um sich auch anderswo auszuprobieren.



BARBARA FRISCHMUTH (71), in Altaussee geborene österreichische Schriftstellerin. Letztes Werk: „Woher wir kommen“, Aufbau, Berlin 2012.

Foto: www.literaturfoto.net / Marko Lipus

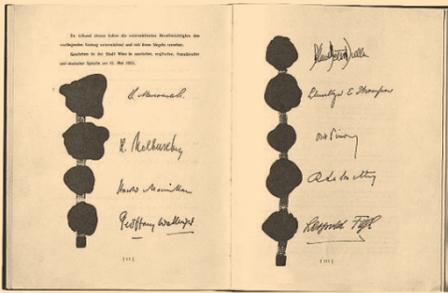
## INS LAND EINISCHAUN

### Wir bitten die Wiener nicht

Nachricht von den Gsis: Wir wollen unser eigenes Heer. Nicht weil wir Separatisten sind. Das mit der Schweiz haben wir schon mal probiert. Die wollen uns nicht, denen sind wir übrig. Dass wir Militaristen sind, ist nur ein Gerücht.

Wir mögen auch die Zivis. Aber: ohne Heer keine Zivis, ohne Zivis keine Rettung, ohne Rettung keine Rettung. Wir brauchen das Heer wegen der Katastrophen. Wir brauchen das Heer zum Überleben. Lawinen, Muren, Hochwasser. Ihr

wisst ja, bei uns sind die Berge hoch und die Flüsse wild. Wenn uns die Berge vors Haus rutschen und die Bäche in die Keller rinnen, wer schaufelt dann? Genau: das Heer. „Wir wollen beim Katastrophenschutz nicht zum Bittsteller in Wien werden.“ Das sagt unser Herr Landeshauptmann, wir haben das alle schriftlich. Recht hat er. Bittsteller? Z' Wian? Nicht mit uns. Ein Heer muss her. Eh nur zum Schaufeln, ihr müsst es euch nicht fürchten. Jutta Berger



## Der „Staatsvertrag“

„Österreich ist frei!“ Mit diesen wahrlich historischen Worten präsentierte Außenminister Leopold Figl am 15. Mai 1955 den soeben unterfertigten sogenannten Staatsvertrag den jubelnden Zuschauern vom Balkon des Schloss Belvedere aus. Dort nahm er die Hände der Vertreter der vier Alliierten, der vier Außenminister Dulles, Molotow, MacMillan

und Pinay, und legte sie ineinander. Ein symbolischer Akt. Eine Inszenierung, wie sie selbst auf den renommierten Bühnen des Landes nicht besser gelingen könnte. Vorangegangen waren dem befreienden, Österreich seine staatliche Souveränität wiedergebenden Vertrag lange und zähe Verhandlungen. (...) Legendar auch der körperliche Einsatz inklusive Wein und Gesang. Dargestellt in einer Karikatur (...), als Figl mit einem Glas in der Hand und einer Zither am Tisch im Kreis der vier Besatzungsmächte mit leichtem Zungenschlag fabuliert: „Und jetzt sing ma ihna no die Reblaus, und dann kömma unterzeichnen.“

## Ein Anti-Atomkraft-Button

Die „lachende Sonne“ stellt das erste hierzulande öffentlich zur Schau getragene Zeichen zivilen Ungehorsams dar. Der Frage nach „Atomkraft?“ folgt ein mehr oder minder freundliches „Nein danke“. Als Button am Revers getragen, wurde sie Mitte der 1970er-Jahre zum Symbol der Zivilcourage, des basisdemokratischen Widerstandes. Die „Anti-Atomkraft-Bewegung“ ist de facto Österreichs erste soziale Bewegung jenseits von Parteigrenzen. De facto stellt sie die Urmutter heutiger Mut- und Wutbürger dar. Vor allem die juvenile, Wert und Sinn des Lebens hinterfragende Bourgeoisie, die begonnen hatte, sich mit Recht und Unrecht, mit Demokratie, Rechten und Pflichten der zum entrechteten, aber brav Steuern zahlenden Stimmvieh degradierten Bevölkerung auseinanderzusetzen, mutierte zur aktiven Bürgergesellschaft. Langsam, aber stetig entstand eine Art Bürgerrechtsbewegung, eine intellektuell und emotional geleitete geistige Résistance. Wider Establishment, Ressentiments, Intoleranz und Bevormundung. Gegen das Vorrecht des Kapitalismus und des rein nach utilitaristischen Parametern ausgerichteten Lebens.



# Ein Klo wie ein Palast und Knödel bis zum Umfallen

Die Bewohnerin des Buchstabenturms Österreich frönt kulinarischen, kulturellen und intellektuellen Leidenschaften, denen nur in diesem Land ordentlich gebräut werden kann. Nebst der Liebe zu Kaugummiautomaten und der literarischen Einsiedelei.

Julya Rabinowich

Was ich an Österreich mag: dass es sofort vieles gibt, was mir einfällt, wenn mich jemand fragt, was ich an Österreich mag. Das Erste, was ich an Österreich mochte, als ich Österreich betrat, war das Klo am Flughafen. Ein großer, heller Raum mit Marmor ausgelegt. Mit spiegelnden Glasflächen und mit blitzblanken Waschbecken und silbernen Griffen. Meine Mutter ging mit mir in eine der Kabinen, in denen es weder abgestanden noch sonst fragwürdig roch, und dort harpte sie mit mir lange aus, weil ich, beeindruckt von all der Funkelpracht rundum, einfach nicht erledigen konnte, wozu ich gekommen war: Zu dreckig wäre das gewesen. „Was ist denn los?“, drängte meine Mutter, die Angst hatte, den Rest des Reisetrosses zu verpassen. „Mach doch endlich!“

„Ich kann nicht“, sagte ich. „Warum nicht?!“ „Aber Mama. Das ist doch ein Palast.“

Tja, und daran erkennt man, wie schnell so ein Palast zur alltäglichen Hütte wird – kein Hauch jener Ergriffenheit mehr heutzutage, wenn ich eine öffentliche Toilette aufsuche. Business as usual. Der Mensch ist eine undankbare Drecksau. Auch was die Toilettensituation betrifft.

Das Zweite, das ich an Österreich mochte, waren die Kaugummiautomaten. Mit bunten, steinharten Kugeln darin, an denen man sich für ein paar Groschen die Milchzähne ausbeissen konnte. Wenn man Glück hatte, kam ein schöner, halbdurchsichtiger

Flummi mit Glitzerzeug aus dem Metallschnabel der Maschine. Aber das war sehr selten. Was ich danach an Österreich mochte, mehrte sich rasant. Ich mochte Marillen- und Zwetschkenknödel. Die mochte ich bis zum sprichwörtlichen Umfallen. Nein, meiner Liebe entkamen die Knödel nicht. Ich mochte das Wiener Ferienspiel. Die Idee, unbetreuten Jugendlichen im Sommer ein wenig Urlaubsflair zu verpassen, finde ich auch heute noch großartig. Nicht nur, dass die Stempelmarken eine regelrechte Sammelwut bei mir auslösten, ein pedantisches Abgrasen sämtlicher Angebote. Auch das Einsenden der vollgestempelten Ferienspielpässe war eine unglaublich aufregende Angelegenheit, fast wie Lottospielen. Von alleine wäre ich nie auf die Idee gekommen, aber meine

Schulfreundin und deren Geschwister, die jeden Sommer mitspielten, gaben mir den entscheidenden Tipp. Ich gewann sofort den dritten Preis, bestehend aus einem signiertem Buch *Der König Tunix* – den ich übrigens auch sehr gerne mochte – und einer Audienz bei der großartigen Mira Lobe. Ich war mit Literatur infiziert, die Freundschaft jedoch zerbrach augenblicklich, hatte die Schulkollegin doch seit fünf Jahren auf einen Gewinn gewartet und war wieder leer ausgegangen. Das mochte ich weniger, deswegen werden wir uns sofort anderen, schönen Dingen zuwenden.

Ich mochte – und mag bis heute – die Tatsache, dass man in Österreich sagen kann, was man denkt,



Was wir alles nicht haben in Österreich, kann auch positiv bewertet werden. Dass wir die Knödel haben, von Zwetschken- bis Marillen-, kann nur gut sein. Foto: dpa

und schreiben kann, was man will. Man hat vielleicht mit Folgen zu rechnen. Aber diese bringen einen nicht hinter Schloss und Riegel. Dabei fallen mir allerdings die Tierschützer ein, und ich widerrufe sofort, korrigiere mich und sage: wenn über eine ausreichende Medienpräsenz verfügt werden kann. Aber diese Medienpräsenz ist machbar. Sie ist machbar und wird auch gemacht, niemand kommt dafür hinter Gitter, niemand wird auf offener Straße erschossen, niemand erleidet eigenartige Unfälle, weil er die Regierung lautstark kritisiert.

Die Freiheit des Wortes ist mir eines der höchsten Güter, und hier in Österreich ist dieses Gut vorläufig gesichert. Am zweitliebsten mag ich in Österreich, dass ich abends kaum Angst haben brauche, egal, wo ich in Wien unterwegs bin. Im Vergleich zu anderen Großstädten ist Wien eine sehr sichere Stadt, und ich danke innerlich jedes Mal, wenn ich aus einer anderen, weniger sicheren Stadt heimkomme, dass ich hier wohne und nicht woanders. Wir haben keine Banlieue, wir haben keine Landstriche, die von Rechtsradikalen kontrolliert werden, wir haben keine Drogenkriege, wir haben keine organisierten Banden, die ganze Straßen untereinander aufteilen.

Dafür haben wir mehrere wunderbare Kulturfestivals, feine, spannende und auch glamouröse Veranstaltungen, die so viele Fa-

cetten der Kunst zum Leuchten bringen: Wir haben die Rauriser Literaturtage, abgeschieden in den Bergen, mit einem Publikum, das aufmerksam Stunden um Stunden ausharrt. Wir haben die Viennale, die internationale Stars nach Wien bringt und in kurzer Zeit einen gewaltigen Input an neuen Filmen ermöglicht – von interessanten Kassenschlagern bis anspruchsvollsten oder schrägen Außenseitern.

### Was wir alles haben

Dann die Wiener Festwochen, die Salzburger Festspiele, die Literatur im Nebel, wir haben Balkan Fever und den Steirischen Herbst, wir haben das Festival am Wiener Rathausplatz, die Bachmann-Literaturtage und wir haben Sprachsalz. Als Interessierte und Betroffene fallen mir weitaus mehr Veranstaltungen ein, die mit Literatur zu tun haben. Ich tendiere zur literarischen Einsiedelei, durchbrochen von Film und Theater, und mische mich seltener unter Musikinteressierte. Österreich ist ein Land, das viel Interesse an Kunst zeigt, und dazu noch viel Interesse an Literatur.

Großartige Schriftsteller haben hier gelebt und gearbeitet. Ein Land, das so viel Aufmerksamkeit auf das richtet, was mir so unglaublich wichtig erscheint, ein Land, das mit dieser Aufmerksamkeit und diesem Interesse vor allem Anfängern den Einstieg in den Arbeitsprozess erleichtert, mit

Förderungen, mit Stipendien, mit Werkunterstützungen – solch ein Land kann kein schlechtes sein. Und nachdem ich eine Bewohnerin dieses Buchstabenturmes bin, eine Bewohnerin aus Leidenschaft und Überzeugung, kann ich dieses Wohlmeinen gar nicht genug schätzen. Und da sind wir wieder, bei meinem Schwerpunkt, meinem absoluten Favoriten an Österreich: das freie Wort und dessen Ermöglichung. Das freie Wort und dessen Anhörung. Das freie Wort und dessen Verbreitung. Und sei es eine Publikumsbeleidigung: Sie ist möglich und sie wird angehört. Mag sein, dass es hier auch Intrigen gibt und Vertuschung. Aber das entschlossene Dagegenvorgehen ist möglich. Diese Möglichkeit ist essenziell. Das ist doch – nüchtern betrachtet – noch viel schöner als ein Marmorklo und ein rotlackierter Automat gefüllt mit kleinen bunten Kugeln.



JULYA RABINOWICH (42), in Leningrad geborene österreichische Schriftstellerin. Letztes Werk: „Die Erdfresserin“, Deuticke 2012. Foto: Andrew Rhinky

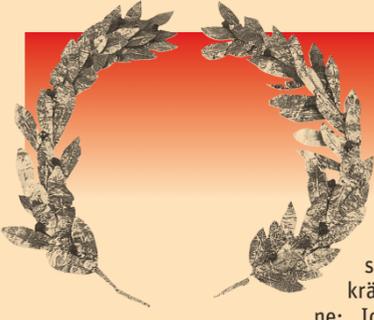
## INS LAND EINISCHAUN

### Abhauen und heimkommen

Dieses Fuzerl von einem Land ist ziemlich leicht zu übersehen. Wäre die Welt ein Puzzle mit 6000 Teilchen, wäre Österreich gerade eines davon. Aber fehlte es, wäre die Welt nicht komplett, das Puzzle also zum Wegschmeißen. Schauen wir uns dieses Teilchen einmal näher an: Da ist Wald, viel Wald. Fast die Hälfte Österreichs ist von Bäumen besetzt, aber das sieht man wegen der hohen Berge oft nicht. So ein palmengesäumter Meeresstrand wäre natürlich schön; ein bissl britischer Humor, la-

tische Gelassenheit und brasilianisches Fußballtalent auch. Die Liste von „hamma net“ im Land der Hämmer ist schier unendlich. Aber so ein Schilfgürtel am Seeufer, *Braunschlag* und die Kicker vom SC Wiener Viktoria sind auch nicht schlecht. Wie man ins Land einischaunt, so kommt es eben zurück. Das Beste an Österreich ist aber, dass wir jederzeit abhauen – und wieder heimkommen können. In vielen anderen Puzzleteilchen der Erdkugel ist das nicht selbstverständlich.

Michael Simoner



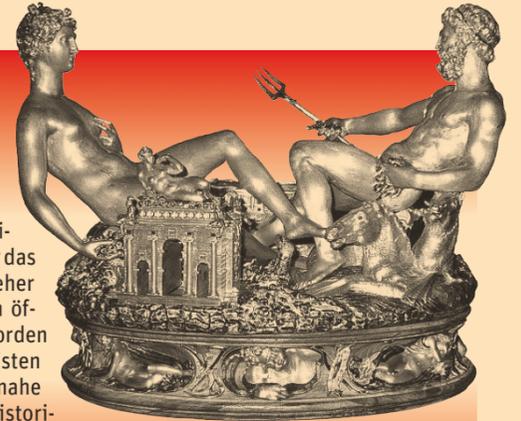
## Oskar Werners Lorbeerkranz

Ausgehend von der tradierten, lange Zeit voraussichtlich mit Wahrscheinlichkeit erfüllten These, dass Wien ein Paradigma des Scheiterns und Sterbens schlechthin sei, kann, nein muss Oskar Werner in seinem Bestreben nach junglichem Glanz nur die personalisierte Antithese dazu gewesen sein. Lorbeerkränzt rezitierte er einstmals ein Sonett von Heinrich Heine: „Ich hab in meinen jungen Tagen / wohl einen grünen

Kranz getragen / ein Glanze in dem Kranze lag ...“. Der als Oskar Josef Bschließmayer in Wien geborene Schauspieler – ein hochsensibler, leicht larmoyanter, aber virtuoser Protagonist der Kunst der Illusion – war beseelt von der Suche, dem Streben nach ewiger Jugend, nach Empathie und ehrlicher Emotion. Die Fragilität seiner sonoren Stimme war Synonym für die Zerbrechlichkeit des Daseins. Belehnt mit güldenen Pastoralwürden, surrealen Fronleichnamprozessionen sowie kaskadenschlagenden Epigonen.

## Die Saliera

Wäre sie im Mai 2003 nicht gestohlen worden, würde sie wahrscheinlich heute noch in einem finsternen Winkel stehen und wäre nur einer kleinen Gemeinde enthusiastischer Kunstliebhaber bekannt. Seit sie aber das obscure Objekt der Begierde im Zuge eines eher zufälligen, aber spektakulären und enorm öffentlichkeitswirksamen Kunstraubes geworden war, zählt sie zu den wertvollsten, am meisten beachteten, medial vermarkteten, ja beinahe kultisch verehrten Exponaten des kunsthistorischen Museums: die Saliera, ein aus Goldblech getriebenes, 26 cm hohes, auf Ebenholz positioniertes Salz- und Pfefferfass. Eine aus der Manufaktur Benvenuto Cellinis stammende Goldschmiedearbeit, ein schmuckes Designobjekt des alltäglichen imperialen Gebrauchs.



# Österreich – das Einfache, das Richtige, das Falsche

Die österreichische Parteienlandschaft, die dahinterstehenden Haltungen, der politische Stillstand, Grenzziehungen in Köpfen und Herzen – das ist hier nicht anders als woanders. Der Ruf nach Menschlichkeit und Veränderung erschallt – hier.

Michael Stavarič

Wenn man irgendwo auf dieser Welt von Staaten spricht, meint man nach wie vor eine Art „erkämpftes“ Land, auf das man fortan (und für alle Zeiten) Anrecht habe. Man glorifiziert seine Ahnen, Väter, Begründer, Recken, Parteivorsitzende und Großindustrielle, Erfolg (also das, was sich seit jeher bewährt hat) und Tradition sind etwas Schönes, Blut ist dicker als Wasser und überhaupt: Ein Staat (und all seine ihm vorangegangenen Ausprägungen) ist nur zu gern etwas Mystisches. Oft genug tritt ein „Heros“ als Begründer gesellschaftlicher Ordnung auf die Bühne der Geschichte, nimmt (scheinbar) unbewohntes Land in Besitz oder ringt dieses irgendwelchen „Primitivlingen“ ab, aus deren Häuten er sich fortan Roben näht ... besungen von der Heimatdichtung.

In manchen Gegenden ist der Staat eine logische Folge von Damm- und Kanalbauten, von Be- und Entwässerungsprogrammen und lediglich eine erste Koordinierungsinstanz prähistorischer Umwelt- oder Wasserwirtschaft. Anderswo stecken irgendwelche Clanführer und Oberhäupter die Grenzen ihrer Herrschaft ab, sie gründen scheinbar neue Siedlungen (vor die sie „Ortstaferln“ setzen) und berufen sich auf Götter, Erbfolgen und Standrecht. Doch die Welt wird gefährlicher (demnach: ein einzelnes „Reich“ zählt weniger und weniger), es wird stetig mühsamer, neues „Terrain“ zu erobern, sodass man sich wohl ir-

gendwann nur noch aufs Heiraten (Koalieren?) verlegt.

Wenn man sich die österreichische Parteienlandschaft ansieht, könnten sich solche und ähnliche „Haltungen“ gut und gern in allerlei Reden zum Nationalfeiertag wiederfinden. Unterschwellig, doch nach wie vor präsent. Zugegeben, Natur- und Wasserwirtschaft, Umweltthemen gewissermaßen, die eine staatliche Ordnung/Verwaltung nach sich ziehen, dies bleibt wohl den Grünen vorbehalten. Die Heiratspolitik lässt ebenfalls zu wünschen übrig, doch wäre dies vielleicht ein Ansatz, um den politischen Stillstand in diesem Land zu überwinden? Eheschließungen zwischen FPÖ-ÖVP-SPÖ-etc.-Mandataren?

Warum nicht – Liebe macht schließlich nicht nur blind, sondern auch milde.

Vor wenigen Wochen hielt ich in Österreich mit meinen Kinderbüchern einige Workshops ab, als mich tatsächlich ein paar Achtjährige völlig unvermittelt mit Nazi-Symbolen konfrontierten. Sie fänden diese (und Hitler als solchen) einfach „cool“, danach malten sie Hakenkreuze und SS-Zeichen auf die vor ihnen liegenden Blätter. Ich war einen kurzen Augenblick lang perplex, weil ich darüber nachzudenken begann, wo sie es wohl aufgeschnappt hatten. Mir wurde seit langem mal wieder klar, wie ausgeliefert Kinder und Jugendliche unserer – ja doch – politischen Welt sind, wie leicht sie Symboliken übernehmen, die, und das ist in diesem Alter zweifellos ihre Hauptmotivation, der Provokation



Der Anfang der Änderung: Beim Parlament könnte der Anfang beginnen. Zum Beispiel.

Foto: Christian Fischer

nismen. Mit anderen Worten, ich frage mich auch, wie überquert man in unserer Welt Grenzen ohne den scheinbar zutiefst menschlichen Reflex der Grenzüberschreitung ... also Krieg und Kampf, Missgunst und Hass? Das ist und bleibt eine Frage, der sich Gesellschaften immer wieder aufs Neue stellen müssen. Und es ist eine Frage, die ich den politischen Akteuren aller Parteien in diesem Land stellen möchte – sofern sie noch in der Lage sind, ihre eigenen Grenzen wahrzunehmen und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Ich sehe in diesem Land leider ein Parlament, das voller Grenzen ist, das eben dadurch auch sehr schnell an seine Grenzen gelangt. Muss das so sein?

Unsere jüngere Geschichte (da wir nun mal fast Kinder des 20. Jahrhunderts sind) ist geprägt von politischen Ideologien und Identitätsallüren – und beinahe alle sind von primitiven Zweiwertigkeiten geprägt. Hier Gott. Dort Satan. Hier Heimat. Dort Fremde. Hier das Gute. Dort das Böse. Hier der Westen. Dort der Osten. Rechts Mann. Links Frau, SPÖ, ÖVP. Etc. Natürlich greift das zu kurz, denn unser Leben ist – es wird kaum verwundern – etwas überaus Komplexes. Selbst wenn es uns manche (links und rechts) immer wieder gern glauben machen wollen – ein Land, ein Staat, eine Heimat sind längst kein mit Blut geweihter Boden mehr. Das „Einfache“ ist – politisch gedacht – nahezu immer das Falsche.

Früher oder später werden alle realisieren müssen, dass die Welt (wieder politisch betrachtet) keine Scheibe mehr ist. Dass sie nicht einmal als Kugel den Mittelpunkt des Universums darstellt, dass es keine Götter gibt, die uns irgendeinen Weg weisen oder auf die wir Verantwortung abwälzen dürfen. Dass wir uns vielmehr auf unser aller Menschlichkeit und unseren Verstand verlassen müssen. Dass es Zeit ist für Veränderungen!

## INS LAND EINISCHAUN

### Ein Land als Dorf

Rund achteinhalb Millionen Einwohner hat Österreich. Viel ist das nicht. Aber schlecht ist das auch nicht. Man könnte auch sagen, es gibt nicht viel mehr Österreicher als New Yorker oder Londoner. Natürlich kann man sich an diversen Seeufern, in tiefen Schluchten oder auf hohen Bergen ebenso gut aus dem Weg gehen wie in einer einzigen Metropole.

Man kann aber auch blitzschnell Informationen über so ziemlich jeden Mitbürger, der auch in diesem Land wohnt, einholen. Sie kennen das

Kleine-Welt-Phänomen? Es ist die These, die der verstorbene US-amerikanische Psychologe Stanley Milgram aufstellte. Sie besagt, dass sich alle Menschen auf der Erde über eine erstaunlich kurze Kette von gemeinsamen Bekannten kennen.

In Österreich ist diese Kette ein Ketterl. Niemand zwischen dem Boden- und dem Neusiedler See ist nicht irgendwie verbunden. Journalisten hilft das bei der Recherche. Privat kann das auch fad werden. Aber zum Glück gibt es ja auch noch das Ausland. Colette M. Schmidt

dienen. Und dass es eigentlich die Aufgabe unserer Gesellschaft ist, Gegenstrategien zu entwickeln, die keine pädagogische Weisung von oben darstellen. Und dass unsere Gesellschaft versagt hat, wenn dies nicht gelingt.

Ich erinnerte mich in jenem Moment auch an meine Konfrontationen mit totalitären Symbolen – es war etwa in den frühen 80er-Jahren, ich und meine Familie kamen ins Flüchtlingslager Traiskirchen, und in der Stadt lungenerten ab und an Jugendliche mit kahlgeschorenen Köpfen herum, die uns verächtliche Blicke zuwarfen. Ich kannte bis dahin nur „Rotten“ mit Hämmern und Sichel, Sowjetsternen und tiefroten Fahnen. Und diese hier beschimpften mich als „Tschuschen“, eine – wie ich schon bald erfuhr – umgangssprachlich-verächtliche Bezeichnung im österreichischen Deutsch für Angehörige slawischer bzw. orientalischer Herkunft.

Das Flüchtlingslager schien irgendeine wichtige physische und mentale Grenze zu markieren – wir, die drin zu sein hatten, waren keine Österreicher ... und die dort draußen sahen uns als unliebsame Fremde und zwielichtige Subjekte an. Ich bewundere bis heute den Mut meiner Eltern, die alles in ihrer alten Heimat zurücklassen mussten, um in Österreich ein neues Leben zu beginnen.

Das Missachten und Setzen von Grenzen (und das Kreieren der diesbezüglichen Ideologien und nationalen „Wunschbefindlichkeiten“) ist an sich etwas Uraltetes, dies wird weiterhin das Leben der Menschheit prägen. Bereits der biblische Satz „Am Anfang war das Wort“ könnte im Sinne der Grenze gedeutet werden. Wörter bilden schließlich die Grenzen

zum Wortlosen. In meiner Muttersprache versteht man das Wort „Grenze“ noch in dessen Wurzeln, „hranice“ stammt von „hrana“, der Kante, und meint etwas, wovon man abstürzt oder worauf man hinaufklettert. Etwas, das schmerzt, wenn man sich daran stößt, oder auch: etwas, das hilft, weil man sich daran festhalten kann.

### Ideologien und Grenzen

Grenzen machen einem manchmal durchaus auch etwas klarer – wie bei uns zu Hause der „Eiserne Vorhang“. Ich wusste schon als Kind, hier läuft etwas ganz gewaltig falsch – warum soll die Welt schließlich an einer von Menschen erbauten Barriere enden? Das tat sie seit jeher nur bei Gefängnissen – und ich dachte als Kind manchmal darüber nach, ob nicht auf beiden Seiten solcher Barrieren Gefängnisse liegen müssten? Dass man mit Grenzen (also linken und rechten Ideologien) seit jeher nur Gefängnisse schafft ... hüben wie drüben.

Das Flüchtlingslager selbst war natürlich auch eine Grenze, nämlich zu jener Kleinstadt, die dieses umgab ... die Kleinstadt selbst war Grenze zum Umland und zur Großstadt Wien, die Republik Österreich wiederum zu anderen Ländern und die Welt eine zum Kosmos ... alles war und ist begrenzt. Muss es aber – zwangsläufig – immer ein Gefängnis sein? Ist vielleicht das Leben an sich ein Gefängnis – und der Tod auch?

Alles und jeder hat seine Identität und grenzt sich vom/von anderen ab, also jenem Nicht-Ich und Nicht-Wir, mit Grenzen und Identitäten wird seit jeher politisches Kleingeld gewechselt, hinter diesen „Exklusionen“ stecken oft genug plumpe, tribale Mecha-



MICHAEL STAVARIČ (40), in Tschechien geborener österreichischer Schriftsteller und Übersetzer. Letztes Werk: „Hier gibt es Löwen“, Residenz-Verlag 2011. Foto: Heribert Corn



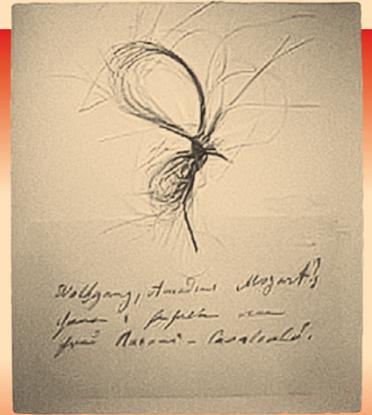
## Das „Attersteck“

Eine ideale Symbiose von kulinarischem, künstlerischem und fleischlichem Genuss ersann Christian Ludwig Attersee Mitte der 1960er-Jahre als junger, aufstrebender Künstler. „Der Pop-Künstler findet, ich dagegen erfinde“, proklamierte er lautstark, selbstbewusst und öffentlichkeitswirksam. Eine der Erfindungen, die der kakanischen Selbstbestimmung als Wesen, das in Erwartung des Elysiums ewigen Genusses geboren wird, entspricht, ist das dreiteilige „Attersteck“. Es bestand aus Suppenschwammlöffel, Zeichengabel und Speisepflug.

(...) Vorangegangen waren dieser Installation Werke mit sprechenden Namen wie „Fingerimbiss“ oder „Speisekugeln“ (...) Der Huldigung fleischlichen Genusses entspricht die erotische Werkgruppe mit „Gliederschmuckparade“, „Schampferd“, „Würfelbüstenhalter“.

## Ein Haarschopf Mozarts

„Trazom“, wie sich das zwischen infantiler Ehrlichkeit, naiver Direktheit und frivoler Deftigkeit oszillierende Musikgenie verspielt gespiegelt gerne selbst nannte, wäre wohl ergriffen und entzückt bei der Visite seines Salzburger Geburtshauses, das längst zur mythenreichen Pilgerstätte von Liebhabern klassischer Musik mutierte. (...) Die außergewöhnlichste, der austriakischen Nekrophilie entsprechende Devotionalie aber stellt mit Sicherheit ein in einer Vitrine auf rotem Samt gebetteter Haarschopf dar. Besser wäre es aber gewesen, das sensible, in so jungen Jahren viel zu früh verstorbene tragische Genie Wolfgang Amadé zu Lebzeiten etwas feinfühler zu behandeln, zu achten und zu schützen. Es hätte ja nicht gleich ein Glassturz sein müssen.



# Es hat uns sehr gefreut

Eure Majestät, es hat sich viel geändert, vieles nicht. Nachrichten aus der Gegenwart in eine höchst gegenwärtige Vergangenheit, gespickt mit Lipizzanern, Doppeladler und Tafelspitz.

*Vea Kaiser*

Eure Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Franz Joseph I., von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien, König von Jerusalem, Erzherzog von Österreich etc., seit meine Großtante Edeltaud vor vielen Jahren von einem Historiker den Floh ins Ohr gesetzt bekam, dass meine Ur-Urgroßmutter eine Liaison mit Eurer Majestät gehabt haben könnte, was wiederum die ungeklärte Frage nach dem Vater meiner Urgroßmutter beantworten würde, denke ich oft an Euch. Eigentlich sollte ich in den folgenden Zeilen darüber nachdenken, was an Österreich positiv ist (auf unzynische Weise, wie DER STANDARD bat), aber als ich im Zug über den Semmering fuhr, fragte ich mich vielmehr, was Eure Majestät wohl meinen würde, was an diesem unserem Österreich positiv ist.

Dieses Land fiel in den letzten hundert Jahren so oft auf die Nase, dass seine Bewohner im Fallen den Humor entdeckt haben – größere Höhen aber seitdem gemieden haben. Die Kriege werden im Kleinen gekämpft, die Monarchie lebt zwar noch, jedoch als Spielform der Ironie. Die kaiserlich-königliche Hofkonditorei existiert genauso wie der kaiserlich-königliche Hof-Posamenten-Macher, und zudem hält Euer Nachfolger Robert Heinrich für alle miterleb- bare Audienzen. Den Rest hat der

Tourismus konserviert; die Spanische Hofreitschule, das Schloss Schönbrunn, die Fiaker, die vielen Doppeladler, die auf irgendwelchen Fassaden unter Denkmalschutz stehen. Was Eurer Majestät sicherlich gefallen würde, ist die flächendeckende Versorgung mit Tafelspitz. Ein kleines, feines Wiener Gasthaus mutierte zur Kette, um die perfektionierte Version Eures Leibgerichts an allen Ecken der Stadt mit vollendeter Beilagentradition anzubieten – und glaubt man der Auflage des dazugehörigen Kochbuches, müsste theoretisch jeder fünfte Österreicher im kochfähigen Alter in der Lage sein, den perfekten Tafelspitz zuzubereiten.

Überhaupt muss man bemerken, entgegen der Warnungen vieler Gesundheitsexperten befindet sich die österreichische Küche in einem fabelhaften Zustand; Marillenknoedel, in Butterschmalz gebackene Schnitzel, Grammeln sowie alles andere, was Blutzucker und -fett in die Höhe treibt, erfreut sich größter Beliebtheit bei Alt und Jung.

Ein Vielvölkerstaat sind wir immer noch, auch wenn das einige nicht wahrhaben wollen, und unsere Vielsprachigkeit lässt zwar zu wünschen übrig, zumindest aber ist der Großteil der Bevölkerung stolz auf seine eigene Sprachvariation, selbst wenn viele Ausdrücke Eurer Zeit aus der Mode kamen – dagegen, typische Idiome des nördlichen Nachbarn anzunehmen, wird mit Ellenbogen wie Zähnen gekämpft.



**Franz Joseph, Robert Heinrich, Vea – Österreich braucht Kaiser. Die macht man für alles verantwortlich, die anderen sagen uns Wahrheiten über Österreich.**  
Foto: APA

Auch wenn das ehemalige Kaiserreich auf Schnitzelform zusammengeschrumpft ist, verfügen wir über ein ordentliches Selbstbewusstsein, das jeden Winter neu aufgefüllt wird, wenn unsere wagemutigen Helden Pisten runterbetreten oder über Schanzen springen. Die Gletscher kann man zwar beim Verschwinden beobachten, doch Eure geliebten Berge stehen noch und genießen im In- wie Ausland fast kultische Verehrung.

Was Euch sicherlich gut gefallen würde, ist die Revolutions-Resistenz der Österreicher. Egal ob das Bildungssystem systematisch zerstört wird, die Universitäten verkommen, nachweislich korrupte Politiker in Amt und Würden durch die Gegend stolzieren, die Revolution bleibt aus. Und nein, sie lässt nicht auf sich warten – vielmehr zog sich dieses Land in einen Zustand des Abwartens und „schau ma mal“ zurück, der fast schon beängstigend viel hinzunehmen gewillt ist.

Dafür erfreuen sich Kunst und Kultur bester Gesundheit, sogar so gut, dass sie Eurer Majestät wahrscheinlich schon wieder zu extravagant wäre, aber ein „es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut“ würde Euch über die Lippen kommen. Und Ihr würdet staunen, wie

lebendig die Literatur ist – trotz jener besagten Schnitzelform der Staatsfläche bringt sie (quantitativ betrachtet) überaus viel hervor. Die schreibende Zunft trifft sich zwar nicht mehr im Ersten, nahe Eurer Hofburg, sondern eher dort, wo zu Euren Zeiten dem horizontalen Gewerbe gefrönt wurde, und anstelle des kleinen Braunen stimuliert man sich mit Club Mate, aber dafür wird im großen Stile exportiert – tu felix austria, lege!

### Scharfe Kabarett-Klinge

Erstaunliches tat sich zudem bei Euren einstigen Hofnarren. Vollkommen verselbstständigt und, auch wenn Eure Majestät das vielleicht nicht gerne hören, unzensuriert und intelligent bespielen diese mit schärfster Klinge die Kabarets zwischen Boden- und Neusiedler See (Letzterer ist übrigens nicht ausgetrocknet, tut vielmehr einen wichtigen Beitrag dazu, die kaiserlich-königliche Marine-Tradition fortleben zu lassen, wenn gleich man von den Kriegsschiffen auf sportlichere Segelboote schwenkte).

Solange wir nicht gegen die nördlichen Nachbarn im Fußball antreten müssen, herrscht auch Frieden. Wer die Ehre seines Landes verteidigen will, läuft dem runden Leder hinterher, sodass

sich das Militär neue Aufgaben suchen musste – unsere Soldaten sind hervorragende Sandsack-schlichter und Schneeschaufler geworden.

Und sollte Eure Majestät jetzt Angst haben, dass wir international nicht genug Gehör bekommen, keine Sorge, irgendeiner unserer Häuptlinge mimt immer gern den Poltergeist, und wenn das nicht hilft, dann haben wir eine Finanzministerin, die immer zur rechten Zeit einen markigen Spruch auf den Lippen hat, sodass alle Augen wieder auf Österreich gerichtet sind.

Uns übersieht man nicht so schnell – neuerdings springen wir ja auch aus dem All.



**VEA KAISER (24)**, in St. Pölten geborene österreichische Schriftstellerin. Erstes und bisher letztes Werk: „Blasmusikpop oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam“, Kiepenheuer & Witsch, 2012.  
Foto: Christian Fischer

## INS LAND EINISCHAUN

### Unbeschwert und ohne Dresscode

An Österreich mag ich die amodische Zwanglosigkeit. Irgendwie ist hier alles erlaubt. Ich kann hier als Frau herumlaufen, wie ich will. Ohne Konsequenzen. Ob ich mit kurzem Rock und Tanktop im Lechtal herumstehe oder im Dirndl im Innsbrucker Landestheater oder umgekehrt: Es interessiert niemanden.

Stöckelschuhe oder Turnpatschen, wurscht. Besonders schätze ich den zwanglosen Umgang mit modischen Konventionen im Sommer am See. Oben ohne, oben mit, Bikini, Badeanzug, Neopren. Das alles

juckt hier keinen. Ich fühle mich auch nicht bedrängt. Schätzen gelernt habe ich das durch Auslandsaufenthalte. In New Orleans musste ich im Bus von der Uni zum Quartier hinterm Busfahrer sitzen. Wäre zu gefährlich, sagte er. In Nordafrika trug ich gerne den Ehreiring meines Großvaters.

Nach wochenlangem Verhüllen auf einer Reise durch Indien in Kurta und Tuch war ich froh, in Wien endlich nur mehr in Jeans und T-Shirt rumstehen zu können. Ohne angeglotzt und blöd angequatscht zu werden.  
*Verena Langegger*



## Rudi Gernreichs Monokini

Wow! Was für ein Objekt. Ein Aphrodisiakum. Ein erotisierendes Design, stammend aus einer Ära, in der hierzulande sogar ein Bikini noch für „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ sorgte. Die bei Bademoden diffizile Entscheidung, die Waage zwischen Verhüllung und Enthüllung zu halten, fällt hier eindeutig zugunsten der Entblößung aus. Des 1938 vor den Nazis in die USA geflohenen Tänzers, Homosexuellen-Aktivistens, Couturiers und Filmausstatters modische Provokation ist durchaus als gesellschaftliches Statement wider Stillstand, wider das Establishment, für Befreiung und körperliche, sexuelle Freiheit zu verstehen, ist zwar, von hinten betrachtet, wie ein klassischer Badeanzug geschnitten, von vorne allerdings glänzt der Einteiler durch Aussparung. Den Monokini, im Sinne coolen Understatements, als Reduktion auf das Wesentliche zu apostrophieren bedarf jedoch einer gewissen Chuzpe.

Fast alle der männlichen Besucher des Jägerballs erblöden sich, regressiv in den prähistorischen Status des primitiven Jägers und Sammlers zurückfallend, „auf die Pirsch zu gehen“ und den „Hasen“ nachzustellen. Und den „Haserln“ ist es nicht zu dumm, sich als solche zu präsentieren, als Freiwillig den Jägern ihre Dekolletés am Tablett zu servieren. „Ausg’steckt is’ ...“ im Land der Berge, Land der Täler. Bizarr in dem Zusammenhang das Statement der Grande Dame der Trachtenmode, Gexi Tostmann, die mit der Inbrunst ernsthafter Überzeugung gar meinte, dass „das Dirndl das einzig wahre Kleidungsstück der Emanzipation sei“. Mit der Möglichkeit, sich von der besten Seite zu präsentieren. (...) So gesehen sind Pamela Anderson als „Barb Wire“ oder alle Playboy-Bunnys dieser Welt wohl Ikonen der Emanzipation!? Wenn dem so wäre, dann müsste sich die österreichische Bevölkerung weinend vor Glück in die Arme fallen, dann könnte Österreich sich so immens glücklich schätzen, dass es, enthusiastiert durch den Push-up-Effekt des Dirndls, statt nach ökonomischem Triple-A zu streben, testosterongesteuert nach einem Double-D trachten müsste.



## Das Dirndl

# Herzerl oder das richtige Maß der Zuneigung

Verkleinern, verniedlichen heißt einfach mal halblang machen, alle fünf grade sein lassen. Es muss ja nicht alles gleich in einem Herzkaschperl enden. Eine Schriftstellerin, die als Mäderl kam, hat den österreichischen Weg des Gleichmuts analysiert.

Anna Kim

Ich begegnete Österreich, das heißt eigentlich Wien, das erste Mal, als ich mit sechs Jahren in einem kleinen grauen Nest namens Gießen, das mir damals sehr bunt erschien, *Der Trotzkopf* las und die Lektüre wegen der seltsamen -erls unterbrechen musste, weil ich plötzlich nicht mehr sicher war, ob ich diese Sätze verstehen sollte und konnte. Da mich der Ausgang der Liebesgeschichte zwischen Ilse und dem Junior-Assessor, dessen Name mir inzwischen entfallen ist, interessierte, biss ich mich durch diese wienernen Stellen, und beim zwanzigsten -erl dämmerte mir die Gesetzmäßigkeit dieser eigentümlichen Endung, sodass ich zurückblättern und die Passagen, bei denen ich nur geraten hatte, entziffern konnte.

Ein Jahr später zog meine Familie nach Wien, aber dass die -erls im Buch und jene im Klassenzimmer dieselben waren, merkte ich erst, als mir Hans Moser aus dem Fernseher entgegenschaltete und ich einer neuen Dimension des Nichtverstehens ausgesetzt war. Immerhin hatte ich inzwischen verstanden, dass „Mäderl“ und „Haserl“ nett gemeint waren, ob-

wohl ich nicht so ganz verstand, warum ich ein Hase sein sollte, und obwohl „Mäderl“ manchmal auch mit einem gewissen Unterton ausgesprochen wurde, der mich auf Genervtsein schließen ließ, andererseits schien dieser Tonfall zu der Stadt zu gehören, selbst die Menschen, die mit Akzent sprachen, benutzten ihn. Ich versuchte es auch, im Jahr 1985 sagte ich das erste Mal „Na geh!“, und als ich das sagte, sahen mich meine Freunde nur an – diesen Blick kann ich bis heute nicht deuten.

Als ich endlich verstanden hatte, wie und wann man ein -erl einsetzt, und dass man im Grunde aus jedem Wort ein -erl Wort machen kann, sah ich nur noch -erls: Sackerl hier, Weckerl da, Mäuserl dort, Kinderl fort; ich reimte munter weiter: Milcherl, Baumerl, Beinerl. Heute weiß ich, so etwas würde ein Wiener nie sagen, Fußerl ja, Baucherl ja, aber Beinerl?! Warum eigentlich nicht?

In meinem Lieblingsladen auf der Speisinger Hauptstraße, einem Zuckerlgeschäft, das mit „Bonbons“ übertitelt war, gab es Cola-Flascherln mit und ohne

kribbligen Brausezucker und Gummy-Apferln in Rot und Grün, Herzerln zum Brechen und Biegen, Stieferln in Groß und Klein sowie Pferderln zum Rein- und Abbeißen. (Der Verkäufer hinter der Theke sah nicht so aus, als wollte er seine Waren inwendig kennen: Er war so schmal, dass man leichter an ihm vorbei- als ihn ansah, dafür brachte er mir das Wort „Zuckerl“ bei, von dem ich bis zu unserer schicksalhaften Begegnung angenommen hatte, es handle sich um eine Verkleinerungsform von „Zucker“.)

Bei meinen Erkundungen dieser ominösen Verkleinerungsform fand ich schließlich heraus, dass sie mit Vorliebe auf Lebensmittel und Körperteile angewandt wurde, aber auch Tiere mussten sich mit ihr abfinden (Hunderl, Katzerl), und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie immer dann besonders gehäuft auftrat, wenn die Sprecherin oder

der Sprecher etwas Hinterhältigkeit nicht in ihrer vollen Gemeinheit aussprechen wollte. Diese Flexibilität ist es, die das -erl zu einer genialen Endung macht: In seiner Zwei- und Mehrdeutigkeit ist es nahezu grenzenlos einsetzbar, nahezu, denn eines kann es nicht – es ist niemals nur eindeutig positiv. Das -erl ist nicht dazu da, um Enthusiasmus auszudrücken, Wohlwollen, ja, Zuneigung, natürlich, sogar Zärtlichkeit – aber in Maßen. Es ist nicht der Freund des Rufzeichens oder gar Doppelrufzeichens, sondern ein Ausgleicher, ein Relativierer, somit ist das Gute niemals nur und ausschließlich gut, dafür aber das Schlechte auch nur relativ schlecht. (Allerdings ist das Schlechte schlechter als das Gute jemals gut sein kann, insofern ist das -erl eher pessimistisch.) Man könnte sagen, es drückt sich in ihm Lebenserfahrung aus, das Wissen, das nichts aus einer, alles aus mindestens zwei Seiten besteht; das mach ma scho, halb so wild, halb so tragisch ist das dazugehörige verbale Beiwerk, das Verbeiwerk.

Man könnte diese Geisteshaltung als eine Art Stoizismus bezeichnen, dabei müsste man allerdings einen Tonfall benutzen, der unbedingt vom -erl gehört, ohne diesen ist sie nicht vollständig. Oft ist das -erl gar nicht physisch anwesend, sondern nur sein Tonfall, diese Mischung aus Melancholie, Resignation und Ironie, der eher zu den schwarzen Fassaden der Innenstadt der Achtzigerjahre gehört als zu den weißen, aufwändig renovierten der Gegenwart, und der, so meine Meinung, sehr österreichisch ist: In erster Linie drückt sich in ihm Vorsicht aus, ich sagte ja schon, extreme Gefühle meidet er, er begnügt sich mit unterdrück-



Schweinderl muss man haben, dann ist das Glück ein Vogerl.

Foto: fotolia

ten, nur ja kein Enthusiasmus!, dafür sanfte Freude und sanftes Unglück. Nun ja, das stimmt nicht ganz, sanft ist das Unglück dann doch wieder nicht, das Unglück ist ziemlich unsanft und wird bisweilen heftig besprochen, in jedem Fall steckt in jedem -erl auch zumindest ein kleines Unglück.

Gleichmut ist das Ziel, Gleichmut oder doch eher Nivellierung? Hinter der Gemütlichkeit, die in Österreich herrscht, steckt der eigentliche Wunsch des -erl, anzugleichen, zu nivellieren: Nichts darf zu gut sein. Keine großen oder größten Taten, schon gar keine Großtaten, dafür auch keine Schlechtaten. Mittelmaß ist das Klima, das das -erl schätzt, oder seien wir -erlscher: Demokratie. Alle sind gleich, alles ist gleich, dann und nur dann ist nichts schlimmer.

So lässt es sich gut leben, ohne Stress, ohne Hektik, mit Knöderln, die besser als Klöße schmecken. Und im Bewusstsein, dass heilige Uniformität herrscht, matschert man vor sich hin – aber Matschergern ist halb so schlimm wie Ärgern.



ANNA KIM (35), in Korea geborene, über Deutschland nach Österreich gekommene Schriftstellerin. Letztes Werk: „Anatomie einer Nacht“, Suhrkamp 2012.

Foto: Urban



## INS LAND EINISCHAUN

### Die kleinstmögliche Großstadt

Jetzt wäre es übertrieben zu sagen: Das Beste an Wien sind die Straßen, die aus der Stadt hinausführen. Ganz falsch ist das aber nicht. Nicht weil die Stadt so schlecht oder die Straßen so toll sind – sondern weil Wien, diese kleinstmögliche Großstadt, eine der ganz wenigen Städte ist, die man auch schnell verlassen kann.

Versuchen Sie einmal, aus Paris ins richtige Grüne zu kommen – vergessen Sie es, wenn Sie nicht mindestens zwei Tage frei haben, TGV hin, Autobahn her. In Wien aber: Keine Stun-

de vom Zentrum nach Westen steht der erste Zweitausender, im Süden liegt der Neusiedler See und 40 Minuten gen Norden die Wachau. Viel mediterraner als bei Sonnenuntergang auf der Mole West wird's auch in Kroatien nicht, und wenn's einmal wirklich eilt, ist der Donausandstrand bei Klosterneuburg nicht so anders als eine Bucht auf Ko Tao. Am Land leben muss man aber trotzdem nicht.

Und wenn man einmal doch Lust auf große Großstadt hat, gibt's immer noch das Wochenende.

Tobias Müller

FRANZÖSISCHE SOZIALISTEN IN NÖTEN

## Getrübte Siegesfeier

Stefan Brändle

Bei ihrem Parteikongress feiern die französischen Sozialisten dieser Tage die Rückkehr an die Macht nach zehn Jahren Opposition. Dieser Machtwechsel verlagert die Gewichte auf der ganzen EU-Ebene – noch bevor Deutschland im nächsten Jahr wählt. Gewiss entzweit die Europa-Frage die französischen Genossen weiterhin – doch die Fronten stehen sich etwas versöhnlicher gegenüber als noch beim Referendum zur EU-Verfassung 2005. Erstmals herrscht in der Partei die Hoffnung, dass sich „liberale“ Haushaltsdisziplin und „soziale“ Wachstumspolitik vielleicht doch unter einen Hut bringen lassen.

Das setzt aber voraus, dass Keynes'sche Wirtschaftsimpulse gekoppelt werden mit Strukturreformen. Gerade das schwerfällige Frankreich hat sie dringend nötig. Präsident François Hollande und Premier Jean-Marc Ayrault packen sie aber nicht wirklich an: Ein von ihnen bestellter Bericht von Ex-Airbus-Chef Louis Gallois – er will Frankreich einen veritablen „Wettbewerbsschock“ verpassen, um Fabrikschließungen und Massenentlassungen zu verhindern – wird von der Regierung in aller Verlegenheit beerdigt.

Die Arbeitslosigkeit steigt immer mehr. Die neuesten Hiobszahlen stören die Siegesfeier beim Kongress in Toulouse erheblich: Die Sozialisten sind von der Krise kalt erwischt worden, und Hollande sackt in den Umfragen ab. Doch je länger er die Reformen aufschiebt, desto schwieriger wird es, den Dampfherd noch herumzukriegen.

SPINDELEGGERS REDE

## Klassenkampf von oben

Michael Völker

Stilistisch und rhetorisch war die Rede von ÖVP-Chef Michael Spindelegger, mit der sich dieser am Mittwoch ganz grundsätzlich an ein geladenes und gewogenes Publikum gewandt hat, besser als jene, mit der Kanzler Werner Faymann vor etwas mehr als zwei Wochen beim Parteitag vor einem offenbar weniger gewogenen Publikum das schlechteste Wahlergebnis eines SPÖ-Chefs einfuhr. Das Thema beider Reden war aber das gleiche: Klassenkampf. Faymann von unten, Spindelegger von oben.

Während Faymann den Kasino-Kapitalismus anprangert und den Reichen das Geld wegnehmen will, hält Spindelegger von der anderen Seite dagegen: Wir lassen uns unsere Villen nicht wegnehmen, etwas überspitzt formuliert. Das Thema ist die Vermögensbesteuerung, bei der ÖVP heißt das jetzt Eigentumssteuer, bei der SPÖ Reichensteuer. Damit haben offenbar beide Parteien ein Thema gefunden, mit dem sie in den Wahlkampf ziehen wollen.

Die Zeiten, in denen Klassenkampf zuletzt so offen propagiert wurde, sind schon länger her. Umso verwunderlicher, dass diese Kampfrhetorik, dieses Reich gegen Arm, nun wieder solche Urstände feiert.

Mag sein, dass beide Parteichefs damit einen Hebel gefunden haben, wie sie ihre Funktionäre und Sympathisanten mobilisieren können. Für den gesellschaftlichen Frieden, für den Konsens in diesem Land ist diese verstärkte Lagerbildung aber schädlich und gefährlich.

PROBLEMPAAR BIOMASSE UND BIOGAS

## Überfo(ö)rdert

Günther Strobl

Energie erzeugen mit Reststoffen aus Wald, Stall und Wiese – was kann daran schon kompliziert sein? Das dachten sich auch viele Bauern. Angesichts des von Amts wegen ausgelösten Förderregens mutierten viele Landwirte zu Energiewirten. Biomasse- und Biogasanlagen schossen wie Schwammerln aus dem Boden. Einige wenige entwickelten sich gut. Die allermeisten können sich nur dank der in einer Art Feuerwehreaktion gewährten Rohstoffzuschläge mehr schlecht als recht über Wasser halten.

Die Liste begangener Fehler ist lang. In den Anfangsjahren wurden Anlagen in der sprichwörtlichen Pampa errichtet. Dass man die Wärme, die bei der Verstromung anfällt, auch gewinnbringend an Haushalte oder Industrieunternehmen verknopfen könnte, wurde nicht bedacht. Richtig blauäugig waren die Neo-Energiewirte, was den Rohstoff betrifft: Die Möglichkeit einer Verteuerung wurde schlicht ignoriert. Als dann die Preise explodierten, fehlte es hinten und vorn. Dass speziell Biogasanlagen viel Zeit, Einsatz und Wissen erfordern, aber zumindest eine dieser drei Voraussetzungen meist nicht gegeben war – wen wundert's.

Viele Bauern, die möglicherweise vom schnellen Geld im Strombusiness geträumt haben, waren schlicht überfordert. Nun dem Ruf nach weiteren Förderungen nachzugeben wäre aber das falsche Signal. Risiko eingehen heißt, dass man auch auf die Nase fallen kann, wenn das Geschäftsmodell nicht trägt – trotz üppiger Einspeisetarife.



derStandard.at/Caroons

## Skurriles Schauspiel

Der Nationalfeiertag wird für eine Militärschau genutzt, nicht zur Sachdiskussion

Alexandra Förderl-Schmid

Wenn der Vorhang des Staates aufgeht, sehen wir an jedem österreichischen Tag (und also auch am Nationalfeiertag) ein Lustspiel für Marionetten.“ So beschrieb Thomas Bernhard seine Gedanken „Zum österreichischen Nationalfeiertag 1977“. Viel hat sich nicht geändert, wenn man das alljährliche Spektakel auf dem Heldenplatz betrachtet. Da rollen in den Tagen davor bereits Panzer über den Ring und sorgen nicht nur bei Touristen für irritierte Blicke. Kinder dürfen dann auf ihnen herumklettern und werden von Soldaten in Uniform instruiert. Und das offizielle Österreich marschiert zum Kranzniederlegen auf.

Man muss nicht unbedingt einen Blick von außen wie Derek Scully haben, der die Form des offiziellen Gedenkens aus Anlass des Nationalfeiertags in der *Irish Times* höchst „irritierend“ fand. Seine Einschätzung: Eine solche militärische Leistungs- und Gedenkschau wäre in Irland undenkbar und sei angesichts der zur Schau getragenen Neutralität widersprüchlich.

Das trifft erst recht auf die Politik zu. Denn beide Regierungsparteien haben ihre Positionen innerhalb weniger Monate so verändert, dass sie sich auf dem jeweils anderen Standpunkt wiederfinden. Das gehört zu jenen österreichischen Skurrilitäten, die nicht nur ausländischen Beobachtern unverständlich sind. Das hat mit den Boulevardmedien und der Hörigkeit der Politik zu tun.

Das Spektakel auf dem Heldenplatz in Blickweite des Burgtheaters könnte sich heuer sogar noch zu einer Tragödie entwickeln. Wenn der Chef des Generalstabs, Edmund Entacher, diese Freiluftbühne nutzt, um das zu verkünden, was er bei einem (vom Ministerium finanzierten) Empfang jüngst erklärt hat: Er werde mit Blick auf die Volksbefragung zur Wehrpflicht im Jänner nicht schon im November in Pension gehen. Damit stilisiert sich der glühende Wehrpflichtanhänger und Sozialdemokrat unter Beifall der ÖVP zum Widerstandskämpfer und verstärkt den Mitleidseffekt für seinen Minister Norbert Darabos (SPÖ), der nun mit Verve das Gegenteil dessen verkündet, was vor kurzem noch seine Überzeugung war.

Beide Koalitionsparteien werden die Gelegenheit des Nationalfeiertages nicht ungenutzt verstreichen lassen, ihre Standpunkte zu trommeln. Dabei

wäre dies eine Chance, nicht zu agitieren, sondern zu informieren – und sich berechnete Fragen zu stellen: Wozu braucht man das Bundesheer? In dieser Form? Die Debatte wird von zwei Themen überlagert, die mit dem militärischen Zweck nichts direkt zu tun haben: Wer hilft im Katastrophenfall? Und was passiert im Sozialbereich, wenn es keine Zivildienere mehr gibt?

Daraus könnte sich eine positive Debatte entwickeln: über den Wert freiwilliger Einsätze, wie sie bei der Freiwilligen Feuerwehr oder beim Roten Kreuz geleistet werden. Dass für ein Freiwilliges Soziales Jahr nicht

einmal der Mindestlohn bezahlt werden soll, ist beschämend.

Die Frage, wozu ein – noch dazu neutrales – Land mitten in der EU mit gemeinsamer Außen- und Sicherheitspolitik und sogenannten Battlegroups noch das Bundesheer im derzeitigen Zustand oder militärisches Gerät wie Eurofighter braucht, wird nicht gestellt. Nicht gestellt wird auch die Frage nach dem Sinn von Kriegerdenkmälern. Denn was passiert an diesem Nationalfeiertag? „Wenn wir genauer hinschauen, sehen wir, was wir immer gesehen haben“, schrieb Thomas Bernhard.

KOPF DES TAGES

## Konservative Brüder ohne Rom-Treue



Namensgeber der umstrittenen Piusbruderschaft: Papst Pius X.

Joseph Ratzinger reiste 1962 als reformwilliger Theologe zum Zweiten Vatikanischen Konzil. 50 Jahre später gibt es dank Benedikt XVI. wieder lateinische Messen.

Konservativ, sperrig und für viele unzeitgemäß – so wird Papst Benedikt XVI. wohl in die Kirchengeschichte eingehen. So wurde das Zugehen des Papstes auf die erzkonservativen Piusbrüder mit Holocaust-Leugner Richard Williamson weltweit von Gläubigen fassungslos aufgenommen.

Doch die laute, vor allem innerkirchliche Kritik beeindruckte Benedikt XVI. wenig, gilt es doch einen alten Traum zu erfüllen: das Ende der Spaltung zwischen der Kirche und den Anhängern des verstorbenen französischen Erzbischofs Marcel Lefebvre. Der Anführer der Traditionalisten gründete 1969 die Bruderschaft Pius X. für alle, die sich mit den Kirchenreformen, ausgelöst durch das Zweite Vatikanische Konzil, nicht anfreunden konnten. Als Namensgeber wählte er jenen Papst, der 1910 den sogenannten Antimodernisteneid einführte, mit dem jeder Priester den „Irrtümern der Gegenwart“ abschwören musste. Erst Paul VI. schaffte den Eid 1967 wieder ab. Als „konservativer Reformpapst“ lenkte Pius X. die Kirche von 1903 bis 1914, er war der erste Papst seit dem Mittel-

alter, der seine Karriere als einfacher Landpfarrer begann.

Seit 1994 ist der von Lefebvre zum Bischof geweihte Bernard Fellay der Generaloberer der Bruderschaft. Der Hauptsitz der Traditionalisten liegt in der Schweizer Gemeinde Menzingen im Kanton Zug. In Österreich ist der Distriktsitz im niederösterreichischen Jaidhof. Distriktoberer der Piusbruderschaft ist seit 2006 Helmut Trutt. Weltweit gehören zur umstrittenen Bruderschaft 569 Priester und etwa 600.000 Gläubige, davon 100.000 in Frankreich.

Seit 1975 hat die Piusbruderschaft keinen kanonischen Status in der römisch-katholischen Kirche mehr. 1988 führten illegale Bischofsweihen zur Exkommunikation von vier Bischöfen. Der Ausschluss hielt bis zum 21. Jänner 2009: Die Bischofskongregation in Rom hob die „Exkommunikation“ der vier Bischöfe Bernard Fellay, Alfonso de Gallareta, Bernard Tissier de Mallerais und Richard Williamson auf. Zur gleichen Zeit wurde bekannt, dass Williamson 2008 in einem Interview den Holocaust leugnete. Papst Benedikt XVI. erklärte öffentlich, davon nichts gewusst zu haben. Die Verhandlungen mit der Piusbruderschaft laufen weiter, von einer Einigung ist man heute weiter entfernt denn je. Markus Rohrhofer

# Orte ent-täuschen

Lieber Oasenprinz in Österreich als Wassermufti in Deutschland. Von Dirk Stermann

Immer noch kann ich mich seit den Olympischen Spielen nicht dazu aufrufen, Leistung zu bringen. Ich war vor den Olympischen Spielen emotionaler Bestandteil der österreichischen Mannschaft und bin medaillen- und sang- und klanglos aus England zurückgekehrt. Ich will die österreichischen Sportler seitdem nicht durch Leistung kränken. Ich hab' mich entschlossen, bis zu den nächsten Olympischen Spielen ebenfalls unter „ferner lief“ aufzuscheinen. Gelebte Solidarität. Im Erfolg wie im Misserfolg: my team. „You will never walk and lose alone“, das ist meine Botschaft.

Wenn Sie also von dieser Kolumne Wunderdinge erwarten sollten, muss ich Sie enttäuschen. „Ent-täuschen“ ist übrigens, wenn man sich das Wort mal genauer anschaut, gar nichts so Übles. Man sieht, wie die Dinge wirklich sind und hört auf, der Täuschung Glauben zu schenken. Wenn ich Sie also hier und jetzt enttäusche, seien Sie mir dankbar.

Zum Beispiel habe ich das bestimmte Gefühl, dass ich alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, schon einmal geschrieben hab'. Davor wahrscheinlich auch schon einmal. Wahrscheinlich, weil mein winziger Kosmos in meinem graubehaarten Kopf steckt und nicht aus seiner Begrenzung hinaus kann. Wie Österreich. Österreich ist klein und in die Jahre gekommen, während die graue Donau grün und träge durch es fließt, auch matt, irgendwie. Die Alte Donau. Der wilde, aber irgendwie sinnlose Inn. St. Pölten, das selber sofort einschläft, sobald es an sich denkt oder Villach, das sich in sich selber umschaute und sich zwangsläufig fragen muss: wozu?

## Erdplatten haben keinen Fahrer

Die Berge. Da hat die Erde ihre Platten ganz fest gegeneinandergepresst. So fest, dass der Boden in die Höhe stieg. Schreckliche Vorstellung. Man will keine Erdplatte sein, gegen die sich eine andere Erdplatte drückt. Worauf wir Skifahren. Als würden zwei tonnenschwere Laster gegeneinanderfahren und beide Fahrer cabinen drücken sich gegenseitig zerknautscht nach oben. Landschaft nen-

nen wir das Ergebnis dieses brutalen Vorgangs. Dummer Vergleich, die Erdplatten hatten keinen Fahrer. Jetzt bin ich von mir selbst enttäuscht, trotz von wegen Täuschung und glauben.

Das Wasser. Mein Vater war Wassermufti. Arabische Bekannte dachten, ich sei eine Art Oasenprinz, weil mein Vater in Deutschland Chef der Stadtwerke eines sinnlosen Ortes war. In dem sinnlosen Ort war das Wasser sehr kalkhaltig und musste auf jede erdenkliche Art entkalkt werden.

## Wegen Entkalkung im Exil

Mein Vater hat's mir oft erklärt, aber die Erklärung, wie man Wasser entkalken kann, war so langweilig, dass ich als Kind beschloss, irgendwann in ein Land zu ziehen, wo einem niemand tödlich öd erklären muss, wie man Wasser entkalkt. Deshalb bin ich unter anderem hier. Es gibt wahrscheinlich keinen Begriff, den ich seit 1987 häufiger benutzt habe, als „das gute Wiener Hochquellwasser“. Araber und Bewohner des sinnlosen Ortes meiner Kindheit würden für so eine Wasserqualität töten.

Betrachten Sie mal einen Berliner, wenn er in Wien den Wasserhahn aufdreht und einen Schluck nimmt. Verzückung und Verwunderung. Kein chlorhaltiger Industrieabfluss wie in Italien, keine braune Ekelbrühe wie in Indien. Nein, als tränke man Gott sein Lieblingsgetränk weg, so schmeckt das gute Wiener Hochquellwasser. Dass schon die Grazer, denen, sind wir uns ehrlich, das gute Wiener Hochquellwasser mehr zustünd' als den wasserkopfigen Wienern, deutlich schlechtere Brunnen anzapfen müssen, ist einer, aus Wiener Sicht, der Vorteile des praktischen Zentralismus im theoretischen Föderalismus.

Als Oasenprinz und Wassermufti würde meine Liste der Topgründe, warum Österreich ein Spitzenland ist, ungefähr so aussehen:

1. Das gute Wiener Hochquellwasser
2. Attersee
3. Kernöl

Kernöl, das fällt auch mir auf, passt nicht ganz in die Liste. Und Attersee hab' ich nur

geschrieben, weil ich im Sommer erstmals in ihm schwamm und Wasser schluckte und: Als hätte mir ein Engel in den Mund gespuckt – unglaubliche Wasserqualität.

Nicht wie in Polen, wo ich bei Stettin in einem „See“ schwamm neben Tausenden von ungeborenen Kindern. Was ich für Quallen gehalten hatte, waren Dut-zende gebrauchter Kondome. 60, 70. Vielleicht ein nachkommunistisches Gang-Bang oder ein einzelner Zuchtpole? Tatsächlich waren die Kondome noch das wasserähnlichste in diesem „See“.

Ich gebe zu, dass in Kanada auch eine gewisse Qualität da ist, was Wasser betrifft. Aber so gut das Wasser ist, so unangenehm sind die anderen Badegäste in Kanada. Wann immer ich in Kanada in einen See gehen wollte, schwamm mir ein Bär entgegen.

## Kärnten, so lang ist das her

Das hab' ich übrigens auch einmal in Kärnten gedacht. Ich schwamm in einem See. Ein paar Jahre ist das her. Damals dachte man noch, die Hypo sei eine Bank, Haider ein Landeshauptmann und die FPÖ eine Partei. So lang ist das her.

Herr Gusenbauer war damals Bundeskanzler und nahm an einem Triathlon teil, weil er dem bungeejumpenden Haiderjörg Paroli bieten musste. Er trug eine Badehose aus den frühen 1960er-Jahren, der Bundeskanzler. Hellblau war sie und bis zum Bauchnabel hochgezogen. Der

Rest war Fell. Vorn und hinten war der Bundeskanzler voller Fell. Ich läutete sicherheitshalber mit einem Glöckchen, das hatte ich in Kanada gelernt. Der Bär will ja nichts tun. Wenn man ihn durch Klingeln rechtzeitig warnt, rennt er weg, der Bundesbär.

Das war am Belo jezero oder am Borovelsko pregradno jezero, ich weiß es nicht mehr. Ich kenne nur die slowenischen Namen der Kärntner Seen, weil mir eine Frau aus Laibach alles beigebracht hat, was man im Wasser können muss. Und das ist viel mehr, als man glaubt.

In Kernöl zu baden könnte ich mir auch vorstellen. Dann wär meine Prostata grün und schwarz und kerngesund. In einem kleinen Land wie Österreich ist eine vergrößerte Prostata nämlich relativ größer und beängstigender als, sagen wir mal, in Kanada.

Wenn irgendwann mal meine Prostata vergrößert sein sollte, werde ich Österreich verlassen. Richtung China, Brasilien, Russland. Irgendwohin, wo sie nicht so auffällt. Bis dahin aber bin ich am liebsten hier. Wo die Donau schlapp nach Osten schwappt und die Menschen mühsam auf Berge klettern, um einmal runterzuschau'n.



Dirk Stermann in der Late Night Show „Willkommen Österreich“. Foto: Hans Leitner / picturedesk

## INS LAND EINISCHAUN

### Manisch-topografischer Glücksfall

**Salzburg** – Die Stadt der Lodenmäntel und des Dauerregens. Die Stadt der Touristenhorden – am Christkindlmarkt Jahr für Jahr eine Million Besucher. Die Stadt der Mozartmania und von *Sound of Music* – „bring me Edelweiß“. Festspielstadt des Nepps, bevölkert von den Geschäftemachern und ihren Opfern, wie der Dichter sagte. Kleingeistig, katholisch, konservativ. Sympathieträger sehen anders aus. Aber auch: Salzburg, ein topografisch einzigartiger Glücksfall. Dreißig Auto-

minuten ins Hochgebirge; dreißig Autominuten an die Salzkammergütseen. Und zwischen Bergen und Seen eine Stadt mit grandioser Architektur und viel italienischem Flair. Groß genug zum Leben, klein genug für die menschliche Dimension.

Salzburg, das ist die Radfahrerpauptstadt, das sind die autonomen Kulturinitiativen, das ist der sommerliche Biergarten in Mülln, das ist die Schranne – der schönste Wochenmarkt Österreichs. *neu*



## Hermann Maier's goldgelber Helm

In Anlehnung an die Kunstfigur des Terminators wurde Hermann Maier das Epitheton ornans Herminator verliehen. Anlass der Namensgebung war das „Wunder von Nagano“. Maier war beim olympischen Abfahrtslauf nach nur 18 Sekunden gestürzt, hatte schwere Verletzungen erlitten. Am dritten Tage war er, siegeswillig, wieder „auferstanden“ und gewann zwei Goldmedaillen. Ein Gladiator im modernen Circus maximus der televisionären Welt, ohne Furcht und Tadel, ohne schützende Rüstung, um viel Ehr' und Mammon ritierend. Würde man dem p. t. Publikum heute die Frage stellen, welche Farbe sein lebensrettender Helm damals hatte, bekäme man zu 99 Prozent die Antwort „Goldgelb – wie immer“. Die richtige Antwort aber lautet, entgegen der durch Werbung wirkungsvoll suggerierten Wahrnehmung, anders.

## Der Matrosenanzug

Ein typisch österreichisches Paradoxon als Klassiker. Das Kleidungsstück, mit dem weltweit ad hoc Wien verbunden wird, ist der Matrosenanzug. Grotesk, bizarr angesichts des Umstandes, dass Österreich ein Binnenland ist. Der Anzug, der sofort zur Assoziation verleitet, ist jener der Wiener Sängerknaben (...). Heute sind sonst nur noch Donald Duck, seine Neffen Tick, Trick & Track aktive Vertreter der modisch-alpin-maritimen Spezies. Russkaja, die furiose Haus-und-Hof-Band in Stermann/Grissemanns Late-Night-Show „Willkommen Österreich“ tragen ironisierend blitzblanke Matrosenanzüge. Augenzwinkernde Hommagen an die Zauber der Montur: kokett Lena Hoschek, Karl „des Großen“ Lagerfelds „Cruise-Collection“, Jean-Paul Gaultiers ...

